

Temme



# Anna Jogszis.

Vom Verfasser

der

neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher

u. s. w.

Erstes Bändchen.

Leipzig,

Hermann Schultze.

1856.




Druck von G. E. Elbert in Leipzig.

# Vorwort.

Bücher, wie das gegenwärtige, pflegt man nur aus besonderen Veranlassungen mit einem Vorworte zu begleiten. Ich habe eine solche besondere Veranlassung.

Zu den gewiß sehr betrübenden Erscheinungen in dem deutschen Leben gehört das literarische Cliquenwesen. Wie in Deutschland, ist es in keinem anderen Lande bekannt. Es existiren auch anderswo literarische Coterieen, die in ihren Organen es sich zum Geschäft machen, ihre Mitglieder und deren Erzeugnisse, oft ungebührlich, zu erheben. Aber es geschieht dort mit Anstand, mit Mäßigung, und wohl nie oder nur äußerst selten unter gleichzeitigem positivem Angreifen und „Schlechtmachen" der anderen Coterieen und Parteien. Selbst in dem so vielfach zerklüfteten Frankreich haben die auch am schroffsten einander gegenüber stehenden Parteien so viel Achtung eine für die

andere, daß man von literarischen Klopffechtereien und literarischem Skandal selten oder nie etwas hört. Sogar die gouvernementalen Blätter, die zur Zeit in Frankreich eine unumschränkte Macht ausüben können, die ihre Gegner, ohne daß diese sich nur wehren dürften, angreifen und anfeinden könnten, wie sie eben wollten, bewahren jene Achtung für den Gegner, also auch für sich selbst. Fällt es anderswo einem öffentlichen Organe einer Partei oder Coterie einmal ein, in anderer Weise eine Fehde zu führen, so kann man sicher darauf rechnen, daß die gesammte übrige Presse sich dagegen erheben wird.

Wie anders findet man das in Deutschland, am meisten gerade in der gegenwärtigen Zeit! Allerdings hat hier das literarische Cliquenwesen schon längst bestanden. Gottsched, Garlieb Merkel, Müllner sind traurige Andenken des literarischen Verfolgens und Verleumdens, des „Schlechtmachens“, „Herunterreißens“, „Todtschlagens“. Aber wie gegenwärtig dieses Unwesen bei uns wuchert, in solcher beklagenswerthen Weise, in solchem Grade und in solcher Ausdehnung hat man es früher nicht gekannt.

Eine Menge literarischer Coterieen haben sich gebildet. Sie haben sich zu Cliquen gebildet; sie haben sich zunftmäßig ausgebildet. Und ihr Geschäft besteht

nicht etwa blos darin, die eigene Zunft zu preisen und dadurch hervorzuheben zu suchen; der größere Theil ihrer Aufgabe ist jenes Anfeinden, Verfolgen, Herunterreißen von Allem, was nicht zu der Zunft gehört.

So zeigen es leider viele literarische Blätter Deutschlands; am meisten die, die sich ausschließlich oder vorzugsweise mit der Kritik beschäftigen. Eine ehrenvolle Ausnahme machen besonders die zugleich mit der Literatur sich befassenden politischen Zeitungen, während andererseits in jenen kritischen Blättern gerade wieder auch politische Sympathieen und Antipathieen sich geltend machen.

Daß es meist nur untergeordnete Geister und gewöhnliche Naturen sind, die in solcher Weise Wahrheit, Anstand, Sitte und Ehre verletzen, macht das Uebel nicht geringer. Gerade Leute dieses Schlages pflegen am meisten und am lautesten zu rufen und jene anderen Mittel in Bewegung zu setzen, durch welche die Menge nur zu leicht irre geführt werden kann. —

In meiner letzten Erzählung „die Verbrecher“ war ich jenem literarischen Cliquenwesen entgegen getreten.

Herr Robert Prutz hat darauf in seinem „Deutschen Museum“ mit einer Recension dieser Erzählung antworten zu müssen geglaubt, die alle Grenzen des lite-

rarischen Anstandes überschreitet, die Wahrheit und Sitte verletzt. —

Die vorstehende Erläuterung zu dieser Recension hier zu geben, hielt ich mich verpflichtet. Daß ich mit Herrn Prutz in einen literarischen Kampf mich nicht einlassen kann, begreift sich von selbst. Man kämpft nur mit gleichen Waffen, und jene Waffen des Herrn Prutz stehen mir nicht zu Gebote.

Ueber das Gute oder Schlechte meiner erzählenden Schriften habe ich selbst natürlich kein Urtheil. Ich bin mir nur bewußt, daß ich auch durch sie das Beste wirken will, und ich bin in einer Lage, daß ich, wenn ich zugleich meine Pflicht als Ernährer einer zahlreichen Familie erfüllen soll, als Schriftsteller zumeist durch meine erzählenden Schriften wirken muß.

Meinen früheren Erzählungen schließt die hier dargebotene sich an. Es liegen auch dieser übrigens vielfach wahre Thatsachen zum Grunde. Wenn sie dabei Leben und Character des litthauischen Volkes theilweise von einer anderen Seite darstellt, als die Erzählung „die schwarze Mare", so haben eben auch Leben und Character des litthauischen Volkes ihre verschiedenen Seiten.

Im Mai 1856.

**Der Verfasser.**

1.

# Ein Regentag in Tilsit.

Es war ein regnichter Tag. Der Himmel war dunkelgrau. Es waren nicht einzelne dunkelgraue Wolken, die an ihm herabhingen; das ganze unendliche Gewölbe, so weit das Auge reichte, war von der eintönigen, traurigen Farbe dicht und undurchdringlich überzogen. Aus dieser Decke fiel der Regen in Strömen hernieder, senkrecht, immer gleich, ohne Unterbrechung. Kein Luftzug erhob sich, um Veränderung in die einförmige und eintönige, graue und traurige Natur zu bringen, in jene unendliche Decke einen Riß, wenn auch nur durch eine dunklere, schwarze Wolke, zu ziehen, oder die senkrecht fallenden Tropfen nur auf Augenblicke gegen einander zu jagen oder durch einander zu wirbeln.

An solchen traurigen Regentagen ist es überall in der Welt langweilig, in den ewigen Frühlingsgärten von Madeira, in den Myrthen- und Orangenhainen

der Isola Madre im Lago Maggiore, auf der wunderbar reizenden Höhe des Rigi, an dem donnernden Rheinfalle bei Schaffhausen, an den lieblichen Ufern des Züricherseees, und in den unübersehbaren Ebenen Litthauens. Es ist dann langweilig auf dem Lande wie in der Stadt, und in der großen wie in der kleinen Stadt.

Am langweiligsten ist es für die jüngeren Offiziere und jüngeren Beamten einer preußischen Provinzialstadt, besonders des Nachmittags, wenn sie vom Tische kommen. Den ganzen Morgen haben sie dem schweren Dienste mit Gott für König und Vaterland gewidmet. Die Assessoren haben Feder und Landrecht geschwungen, die Offiziere Sporen und Reitpeitsche. Der Körper ist schwer und müde geworden, der Geist nicht minder. Das Mittagessen hat sie noch schwerer und noch müder gemacht. Sie sind nur noch zu Einem im Stande: nach dem eine Viertelstunde entfernten Kaffeehause zu schlendern, dort eine Tasse Kaffee zu trinken, eine Cigarre zu rauchen, und den blauen Dampf, den sie jetzt nicht mit Gott für König und Vaterland machen, anzustaunen.

Es war Nachmittags zwei Uhr.

Die Mittagstafel in dem Hotel de Russie zu Tilsit war aufgehoben. Nur die Lieutenants der Garnison,

des ersten, litthauischen, Dragonerregiments, und einige unverheirathete Assessoren des Land- und Stadtgerichts hatten Theil daran genommen. Andere stehende Gäste der Table d'Hote gab es überhaupt nicht; durchreisende Fremde gab es heute nicht.

Einige der Offiziere saßen noch an dem leeren Tische. Sie waren in Berlin gewesen und hatten die Gardeoffiziere bei Cranzler unter den Linden Eis essen sehen; jeder von ihnen gebrauchte deshalb zum Sitzen zwei Stühle, einen, auf dem er saß, und einen zweiten, über den er die Beine hängen und baumeln ließ. Andere standen an den Fenstern. Hier waren auch die Assessoren.

Alle sahen in das traurige und langweilige Regenwetter. Einige sahen zu der grauen Himmelsdecke hinauf, aus der die Tropfen sich ablöseten, Andere in die Straße hinunter, auf welche sie herabfielen. Etwas Anderes als Regen, graue Himmelsdecke und nasse Straßen, war freilich nicht wohl zu sehen. Die hohe Straße, an der das Hotel de Russie in Tilsit liegt, ist sehr breit. Durch den dichten, feinen Regen konnte man die dem Gasthofe gegenüberliegenden Häuser kaum sehen. Die Straße selbst war leer.

Die Herren sahen sämmtlich so langweilig aus wie das Wetter, und wie in diesem Wetter die Stadt

Tilsit, die nur den Anblick verregneter leerer Straßen und verregneter langweiliger Häuser bot.

Das nennt man einen Frühlingstag, sagte einer der Offiziere.

Und gar einen Maitag, setzte ein zweiter hinzu.

Der eine der Assessoren nahm das Wort. Es war ein langer, dürrer Mann, dessen Kopf nach oben, und dessen Nase nach unten spitz zulief. Dabei war Alles an dem Manne wichtig, Blick, Bewegung der Hände und der Füße, Schnauben der Nase, Räuspern, Sprache, selbst die verschrumpfte und gelbe Haut des Gesichts. Er war durch und durch, Zoll für Zoll, ein preußischer Assessor, ein künftiger Geheimerrath.

Und dabei, sagte der dürre wichtige Mann, ist der Frühling so kurz unter diesem nördlichen Himmelsstriche. Ich weiß nicht, ob Sie es schon beachtet haben, lieber Herr von Brok, eigentlich hat man hier in Litthauen gar keinen Frühling.

Der Herr von Brok, an den der Assessor sich wandte, war ein junger Lieutenant mit einem klugen, etwas spöttischen Gesichte und einem frischen, freien, etwas ungenirten Wesen. Er war zwar gleichfalls in Berlin gewesen, wie seine Kameraden, und hatte die Gardeoffiziere bei Cranzler unter den Linden Eis essen sehen; allein er bedurfte keiner zwei Stühle zum Sitzen.

Nein, antwortete er dem Assessor, lieber Hering, das habe ich noch nicht bemerkt.

Er antwortete im Tone des Erstaunens über die wichtige Entdeckung, die der Assessor ihm gemacht habe.

Dem Assessor Hering that das wohl. Wichtiger fuhr er fort:

Das wundert mich. Sie sind in der Provinz zu Hause, wenn auch nicht gerade in Litthauen. Aber freilich, das Auge des Fremden ist für die Eigenthümlichkeiten eines Landes immer schärfer, als das des Einheimischen. Es muß das doch daher rühren, daß das Ungewohnte einen stärkeren Eindruck auf uns macht, als das, was wir alle Tage sehen.

Sehr geistreich aufgefaßt, lieber Hering.

Der Assessor verbeugte sich mit einem verbindlichen Lächeln.

Und lehrreich vorgetragen.

Der Assessor stutzte.

Der Herr von Brok aber fuhr aufmunternd fort:

Doch vergessen wir unseren Frühling nicht.

Ja, lieber Herr von Brok, achten Sie einmal genau auf solch einen Frühling hier in Litthauen. Heute haben wir noch starres Frostwetter —

Einer der Lieutenants — er gehörte nicht zum Regimente, sondern war nur zu diesem „commandirt“

— war ein sehr vierschrötiger Herr mit einem breiten Gesicht, einem martialischen, beide Lippen bedeckenden Schnurrbarte, und einem Paar Augen, denen er, wie zum Ersatze für den fehlenden Geist, einen dem Schnurrbarte entsprechenden Ausdruck zu geben suchte. Er hatte gehört, daß der Lieutenant von Brok „ein verflucht gescheiter Kerl und witziger Kopf", und daß der Assessor Hering ein geistreicher Mann voll ausgebreiteter Kenntnisse sei. Er war daher dem Gespräche der beiden Herren mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Respecte gefolgt. Die letzte Aeußerung des Assessors schien ihm aber doch etwas zu geistreich zu sein.

Donnerwetter, Herr Assessor, fiel er ein; es gießt ja, wie mit Eimern, und die Straße schwimmt; das nennen Sie starres Frostwetter?

Edler, das verstehst du nicht, beruhigte ihn der Herr von Brok.

Der Assessor aber setzte mit seinem verbindlichen Lächeln hinzu:

Haben Sie nur die Güte, weiter zuzuhören, Herr von Kattenburg.

„Edler" war der kameradschaftliche Beiname des Lieutenants von Kattenburg.

Der Assessor fuhr wichtiger fort, während der vierschrötige Lieutenant aufmerksam zuhörte.

Also heute haben wir noch starres Frostwetter — das heißt, Herr von Kattenburg, wir hatten es noch vor vierzehn Tagen —

Der Herr von Kattenburg nickte beistimmend.

Und über acht Tage sehen Sie keine Blüthe mehr an den Bäumen.

Der Herr von Kattenburg wollte wieder mit einem Donnerwetter hineinfahren.

Der Assessor beugte vor.

Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich sprach aber nur beispielsweise. Schon vor acht Tagen haben sämmtliche Bäume hier abgeblühet. Also in acht Tagen! In kurzen acht Tagen ist Alles vorbei, und das soll ein Frühling sein.

Der Herr von Kattenburg dachte nach. Er schüttelte zweifelhaft den Kopf; dann sagte er entschieden:

Aber es ist doch ein Frühling, das lasse ich mir nicht nehmen.

Edler, das verstehst du nicht, erwiederte ihm der Herr von Brok. Unser Freund Hering ist ein Berliner, und den eigentlichen Frühling, wenigstens in Preußen, hat man nur in Berlin.

Der Herr von Kattenburg dachte wieder nach.

Warum in Berlin? sagte er verwundert.

Aus Respect, Edler.

Zum Teufel, was hat der Frühling mit dem Respect zu thun?

Aus Subordination denn.

Das konnte der Offizier mit dem martialischen Bart und den finster rollenden Augen gar nicht begreifen.

Subordination? Frühling?

Nun ja, Edler; in Berlin ist das Kriegsministerium.

Ja so!

Was ja so? schnauzte unter einem schon grauen Schnurrbarte ein Premierlieutenant hervor, dessen Kopf noch grauer war, als sein Schnurrbart. Der Mann war schon tief in den Vierzigern, hatte die Feldzüge von 1813 bis 1814 als Offizier mitgemacht, war aber noch immer Lieutenant, und gerieth daher jedesmal in lebhaften Zorn, wenn vom Kriegsministerium gesprochen wurde.

Der Herr von Kattenburg wurde bei der Frage verlegen.

Er sollte wenigstens für den Augenblick aus seiner Verlegenheit errettet werden.

Ein Wagen kam die hohe Straße herauf gefahren und hielt vor dem Gasthofe.

Alles sprang an die Fenster. Es war etwas Neues, ein Ereigniß in der monotonen Langeweile des

Regentages. Nur zwei der am Tische sitzenden Lieutenants fuhren ruhig fort, mit ihren Füßen zu schaukeln.

Ein russisches Fuhrwerk, bemerkte einer der Offiziere am Fenster.

Drei superbe Pferde!

Aber eine alte rappelige Calesche!

Und ein zerlumpter Kutscher!

Solche Gegensätze, nahm wichtig der Assessor Hering das Wort, finden Sie fast immer bei den Polen und Russen. Sie sind tief begründet in dem Charakter und in der Geschichte dieser slavischen Nation, die —

Der Kerl fährt magnifik! Bis auf einen halben Zoll an den Prellstein heran!

Was nur aus dem Kasten heraussteigen mag!

Unzweifelhaft, nahm der wichtige Assessor wieder das Wort, eine russische Familie, die in die Bäder reiset. Es ist die Zeit jetzt, und der Wagen fährt dem hohen Thore zu, also in der Richtung nach Königsberg und Deutschland.

Mit eignen Pferden? Wo denken Sie hin, Assessor?

Die Familie kann reich sein, wie die meisten reisenden Russen.

Und hätte keinen Bedienten vorn auf dem Bock, und keine Kammerjungfer hinten im Coupé?

Einer von jenen Gegensätzen, deren ich eben erwähnen wollte.

Ah, da öffnet sich der Schlag.

Ein schmucker Kerl!

Der Mensch hat Pli.

Ich wette, der ist von der Petersburger Garde.

Wer stieg aus? fragte nachlässig einer der fortbaumelnden Lieutenants, ohne sich weiter zu rühren.

Ein einzelner Herr.

Sonst Niemand?

Keine Seele.

Keine Damen?

Haben Damen denn keine Seele?

Keine!

Der Lieutenant baumelte weiter.

Er scheint hier bleiben zu wollen, bemerkte man am Fenster; der Wagen fährt in den Hof.

Wie stolz der Kerl in das Haus geht! Er sieht die Leute kaum an, nicht einmal den Wirth.

Mich dünkt, sagte der Herr von Brok, er sieht sie im Gegentheile sehr scharf an, ungefähr so, als wenn er sie fragen wollte: Ihr deutsches Gesindel, warum fallt Ihr nicht nieder, damit ich Euch, wie es sich gebührt, mit Füßen treten kann?

Ja, sagte sehr wichtig der Assessor, diese Russen sind ungemein hochmüthig.

Nicht überall.

Wo denn nicht? fragte neugierig der Herr von Kattenburg.

In England zum Beispiel nicht, nicht einmal in Frankreich.

Und das hat seinen guten Grund, wollte der Assessor dem Herrn von Kattenburg auseinandersetzen, als dieser Zuhörer ihm entrissen wurde.

Der alte Premierlieutenant, der ohne Zorn nicht von dem Kriegsministerium konnte sprechen hören, hatte noch immer seine Frage nicht vergessen.

Was ja so? wiederholte er noch einmal, halb als Kamerad, halb als Vorgesetzter den Herrn von Kattenburg an der Schulter fassend.

Der Herr von Kattenburg hatte wahrscheinlich, den alten Herrn kennend und daher die Wiederholung der Frage vorhersehend, auf eine Antwort sich vorbereitet.

Subordination muß doch sein, lieber Sonnenberg, erwiederte er. Der höhere Offizier, und bei gleich hohen der ältere im Range, hat doch immer das Commando. So steht es in den Kriegsgesetzen.

Richtig, fiel der Herr von Brok ein, und darum

kann denn auch gesetzlich der wahre Frühling in Preußen nur in Berlin sein. Sobald der April kommt, oft schon im März, keimen dort in dem herrlichen Flugsande — Nicht wahr, lieber Hering, früher nannte man Brandenburg ja wohl des heiligen römischen Reichs Erzstreusandbüchse?

So war es, versicherte der Assessor.

Im April, oder im März schon fängt es nun dort an zu keimen und zu blühen, hübsch langsam und ordentlich, wie der treibende Sand es mit sich bringt, zuerst einige Kastanienbäume vor dem Potsdamer Thore, dann die Linden unter den Linden, dann die Pappeln im Thiergarten, dann die Schnurrbärte der Fähndriche und die Backenbärte der Referendarien, dann —

Horch, riefen mehrere Stimmen.

Wieder ein Wagen.

Vom hohen Thore her.

Mit vier Pferden!

Gar eine Extrapost!

Fährt auch hier vor.

Teufel, ein eben so bequemer, als eleganter Reisewagen.

Auch Bedienter und Kammerjungfer fehlen diesmal nicht.

Also auch Damen im Wagen!

Man drängte sich dichter an die Fenster; selbst die baumelnden Lieutenants gaben ihre noble Beschäftigung auf.

Damen, Teufel, das muß man sehen.

Am eifrigsten hatte der Assessor sich vorgedrängt. Er schien verschlingen zu wollen, was aus dem Innern des fest verschlossenen Wagens hervorkommen werde.

Der Bediente war vom Bocke gesprungen. Gleichzeitig hatte die Kammerjungfer ihren Sitz hinten in dem kleinen Coupé verlassen.

Der Bediente öffnete den Schlag des Wagens und ließ den Tritt herunter.

Ein ältlicher Herr sprang rasch aus dem Wagen. Es war eine große, starke Figur, mit einem sehr finsteren Gesichte.

Er schritt, ohne sich um seine noch im Wagen befindliche Gesellschaft zu bekümmern, schnell in den Gasthof hinein. Den Bedienten, der ihm einen aufgespannten Regenschirm überhalten wollte, stieß er barsch zurück. Die an und vor der Thür stehenden Leute des Gasthofs sah er ingrimmig an, als wenn er sie zu allen tausend Teufeln wünsche.

An dem geöffneten Kutschenschlage zeigte sich eine schwarzgekleidete Dame. Der Bediente reichte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, um ihr aussteigen zu helfen. Die

Kammerjungfer hielt den Regenschirm über sie. Sie stieg aus. Sie schien nur mit Beschwerde aus dem Wagen und auf den Boden gelangen zu können. Gleichwohl kam sie so schnell hervor und die Kammerjungfer hielt den breiten Schirm so niedrig über sie, daß man nur das schwarze seidene Kleid sehen und nur eine halbe Secunde lang meinen konnte, ein sehr bleiches, leidendes Gesicht gesehen zu haben. Auf den Arm der Kammerjungfer gestützt, verschwand die Dame im Hause.

Vor dem Kutschenschlage erschien ein zweites schwarzseidenes Damenkleid. Der Bediente wollte wieder seine Hülfe leisten. Er wurde von hinten her von dem Wagen zurückgerissen.

Der zuerst angekommene Herr mit dem noblen Pli, und der unstreitig zu der Petersburger Garde gehörte, war plötzlich aus dem Gasthofe hervorgeeilt. Er stieß den Bedienten zurück, daß der Mensch zwischen die Wagenräder fiel. Dann bog er sich in den Wagen hinein. Alles rasch, schweigend.

Aus dem Innern des Wagens ertönte plötzlich ein lauter weiblicher Angstschrei.

In demselben Augenblicke zogen die kräftigen Arme des Herren eine Dame aus dem Wagen hervor und trugen sie, ohne daß sie den Boden berührte, in das

Haus hinein. Von dieser Dame sah man einzig und allein das schwarzseidene Kleid.

Der Bediente arbeitete sich zwischen den Rädern des Wagens wieder hervor, und folgte der Herrschaft in das Haus.

Der Postillon fuhr den Wagen in den Hof.

Während der ganzen Scene hatte man Niemanden der Fremden sprechen hören.

Auch die neugierige Wirthshausgesellschaft im Speisezimmer hatte kein Wort gesprochen.

Der Assessor brach das Schweigen.

Die kannten sich, sagte er mit sehr wichtiger Miene.

Wer? fragte der Herr von Brok.

Jener erste Russe und diese.

Sind Sie überzeugt, Heringchen?

Haben Sie denn nicht gesehen —?

Wie jener erste Russe den Bedienten zwischen die Wagenräder warf?

Auch das!

Sie halten das also für eine bekanntschaftliche, freundschaftliche Begegnung?

Aber das Forttragen der Dame —!

Sie halten also auch die beiden schönen Damen für Russinnen?

Sie waren schön?

Reizend. Sie haben sie nicht gesehen?

Der Herr von Kattenburg mit seinen verdammten breiten Schultern —

Der Herr von Kattenburg hatte sich neugierig den beiden Sprechenden genahet.

Grobes Volk, diese Russen, sagte er.

Sie halten also auch diese Damen für Russinnen? fragte verbindlich der Assessor.

Sie nicht? Und du Brok?

Russinnen! erwiederte der Herr von Brok. Denn zu dem Herrn, der sie begleitete, gehörten sie doch sicher, und daß dieser ein Russe war, sah man auf den ersten Blick. Wollte jener Erste das Gesindel in der preußischen Stadt nur mit Füßen treten, so trat dieser Zweite auf, als wenn er den Leuten auch sofort die Knute geben wolle.

Der Assessor hatte nachgedacht.

Ich begreife nur Eins nicht, sagte er; sie kamen vom hohen Thore her; also aus Deutschland, sie reisen also nach Rußland zu; in dieser Jahreszeit kehren aber die russischen Familien in der Regel nicht nach Rußland zurück.

So machen diese eine Ausnahme von der Regel, bemerkte der Herr von Kattenburg.

Du bist ein Teufelskerl an Scharfsinn, Edler, lobte ihn der Herr von Brok.

Das Lob veranlaßte den Herrn von Kattenburg, noch mehr Scharfsinn zu zeigen.

Es scheinen, sagte er, zwischen den Leuten eigenthümliche, ausnahmsweise Verhältnisse obzuwalten. Diese Begegnung mit dem zuerst Angekommenen, dieses Hereintragen —

Er wurde wieder durch einen Schlag auf die Schulter unterbrochen, den er von dem Premierlieutenant von Sonnenberg erhielt. Der alte Offizier konnte noch immer das Kriegsministerium nicht vergessen.

Edler, sagte der Graubart, Subordination muß sein, das ist richtig. Aber Ihr sagtet selbst, und auch das ist richtig, daß immer der höhere, und bei gleich hohem Range der ältere Offizier commandirt. Nun aber ist der jetzige Kriegsminister nur Generallieutenant, und zwar der jüngste Generallieutenant in der Armee, und unser commandirender General in Königsberg ist gar General der Infanterie. Wie kann der dennoch dem Kriegsminister gehorchen müssen? Das ist ja gerade gegen alle Gesetze der Subordination.

Ein Premierlieutenant ist unter lauter Secondelieutenants eine Art Premierminister. Außerdem schien die Frage, die er so plötzlich aufwarf, den sämmtlichen

jungen Offizieren ein sehr interessantes Räthsel zu sein. Von den russischen Damen hörte man kein Wort mehr.

Teufel, das ist eine feine Bemerkung.

Und durchdacht.

Ich muß gestehen, ich hatte darüber noch nicht nachgedacht.

Ich habe es, rief der Herr von Kattenburg.

Alle sahen ihn fragend an.

Der Kriegsminister befiehlt unmittelbar im Namen des Königs und der König ist unser oberster Kriegsherr.

So ist es, riefen Mehrere, als wenn ihnen plötzlich das wahre Licht geworden sei.

Der Herr von Sonnenberg aber fuhr sehr zornig dazwischen.

Unsinn! So ist es nicht, sage ich Euch. Wenn der König beföhle, der Edle da, der der jüngste Secondelieutenant ist, solle unmittelbar in seinem Namen die Schwadronen hier commandiren, was würdet Ihr thun?

Die Frage brachte Verlegenheit hervor. Keiner antwortete.

Ich meinerseits, fuhr der graue Schnurrbart fort, nähme auf der Stelle meinen Abschied. Warum thun das nun jene höheren und älteren Generale nicht?

Sie müssen doch ihre Gründe dazu haben.

Die Sache ist sehr einfach, nahm der Assessor Hering das Wort. Jeder Minister ist in seinem Departement das unmittelbare Organ, gleichsam der vollstreckende Arm des Staatsoberhauptes, der selbst unmöglich —

Seine Auseinandersetzung wurde unterbrochen.

Horch! riefen wieder mehrere Stimmen.

Die Fremden waren in Zimmer einlogirt, die unmittelbar über dem Speisesaale lagen. Bewegungen, Tritte und Stimmen, die durch die Decke laut wurden, bezeugten es.

Auf einmal wurde es oben sehr laut und geräuschvoll. Man hörte ein rasches Hin- und Herrennen schwerer Fußtritte; dann einen Ton, als wenn etwas an der Erde geschleppt werde; dann ein Rücken von Möbeln, auf einmal einen schweren, dumpfen Fall; dazwischen ein heftiges und lautes Sprechen mehrerer Stimmen durch einander, sowohl männlicher als weiblicher Stimmen. Manchmal konnte man meinen, sogar ängstliche Hülferufe zu hören.

Zum Teufel, was ist das?

Was mögen die da oben treiben?

Ein russisches Reiseamusement! bemerkte der Herr von Brok.

Sie glauben, lieber Brok? fragte der Assessor, halb wichtig, halb neugierig.

Jede Nation hat ihre Eigenthümlichkeiten. Die Gelehrten — Sie müssen das also auch wissen — nennen es Nationalität.

Ein Kellner trat in den Saal, sehr eilig, mit etwas verstörtem und geheimnißvollem Gesichte.

Was ist da oben los? fielen gleichzeitig der Assessor und der Lieutenant von Kattenburg über ihn her.

Der Mensch ging gerades Weges auf den Premierlieutenant zu.

Alle folgten ihm neugierig.

Der alte Lieutenant wurde etwas verlegen. Er drehete, wie er bei beginnender Verlegenheit zu thun pflegte, mit sehr zornigem Gesichte an seinem grauen Schnurrbarte.

Herr Lieutenant, sagte der Kellner.

Was giebt es? fuhr der Angeredete in seinem Zorne los.

Ihr Bursch ist mit dem Mantel da.

Der Herr von Brok hatte an dem Fenster gestanden. Er trat lachend zu den Anderen.

Dein Bursch scheint auch seine Eigenthümlichkeiten zu haben, sagte er zu dem Premierlieutenant. Er steht mit deinem Mantel draußen im vollen Regen,

damit Beide, er und der Mantel, recht gründlich naß werden.

Der alte Offizier wurde in der That zornig.

Giebt es ein dümmeres Volk, als diese Litthauer? rief er. Habe ich dem Schlingel, der sonst immer dummdreist in die Zimmer hineinfällt, befohlen, er solle draußen bleiben, und nun meint der Esel —

Fehlgeschossen, Sonnenberg. Esel? Da kennst du die Litthauer schlecht. Der Kerl stellt sich so dumm, um dir ungestraft für den Befehl einen Possen spielen zu können.

Aber wohin wollt Ihr denn, Sonnenberg?

Ich gehe nach Jacobsruhe.

In dem Wetter?

Zuckerwasserpuppen! sagte verächtlich der alte Lieutenant, der die „Befreiungskriege“ mitgemacht hatte, zu den jüngeren Kameraden, von denen noch keiner Pulver gerochen hatte.

Und er ging heldenmüthig in dem Regen, unter dem Mantel, den ihm der Bursch umhing, nach dem zehn Minuten von der Stadt entfernten Garten und Kaffeehause Jacobsruhe, um dort, seiner täglichen Gewohnheit gemäß, seinen Kaffee zu trinken.

Ein Teufelskerl, der Sonnenberg, auf Ehre! sagte einer der Lieutenants, die ihr Baumeln wieder angefangen hatten.

Der Assessor Hering stand in tiefem Nachsinnen. Er schien über einem wichtigen Gedanken oder Entschlusse zu brüten.

Heringchen, rief ihm der Herr von Brok zu, denken Sie noch über die Nationalitäten nach?

Theilweise in der That.

Die russische oder litthauische?

Die Sache ist allerdings sonderbar.

Ich finde das nicht.

Zuerst jene bruske Art, die Dame aufzufassen, dann dieses Poltern, Rufen —

Ich dachte an den Burschen des Herrn von Sonnenberg.

In dessen Benehmen finde ich eben nichts Besonderes.

Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?

Es war die gewöhnliche Naivetät der Litthauer.

Sie reden sehr euphemistisch.

Ich habe dieses Volk lieben gelernt.

Der Herr von Kattenburg mischte sich wieder in das Gespräch. Er hielt sich selber für geistreich, wenn er mit so geistreichen Männern spreche.

Diese dummen Litthauer, rief er, denen man beim Exerciren in der That das Rechts und Links nur durch Heu und Stroh beibringen kann?

Sie setzen auf Rechnung des Verstandes, lieber

Herr von Kattenburg, was nur durch die Verschiedenheit der Sprache bedingt ist. Wenn Sie Litthauisch sprächen —

Dann würden die Litthauer ihn erst recht nicht verstehen, sagte der Herr von Brok.

Weil, erwiederte ärgerlich der Herr von Kattenburg, dieses dumme litthauische Volk so hochmüthig ist, und namentlich die Deutschen so sehr verachtet, daß es diesen nicht einmal einräumen will, seine Sprache sprechen zu können.

Ja, ja, warf der Herr von Brok hin, den Deutschen verach'en sie Alle, Engländer, Franzosen, Italiener, Dänen, Schweden, Russen und selbst diese Litthauer.

Aber, rief zorniger der Herr von Kattenburg, sie sollen mir daran glauben. Ich werde ihnen Links und Rechts zeigen. Ohne die Peitsche werde ich nicht mehr die Reitbahn betreten.

Und den Anderen? Was wirst du ihnen zeigen?

Welchen Anderen?

Den Franzosen —?

Denen haben wir es schon gezeigt, Anno vierzehn und fünfzehn.

Und den Engländern —?

Ein solches hochmüthiges Beefsteak sollte einmal hierher kommen!

Aber den Russen?

Sie sind unsere Verbündeten; sie haben mit uns die heilige Allianz.

Um uns zu verachten? Pah, ich sage Euch, wir Deutsche sind die modernen, oder, wenn Ihr wollt, die europäischen, oder, wenn Ihr noch anders wollt, die christlichen Juden. Alle Welt verachtet, verspottet, verfolgt uns. Und wie den Juden, wird man uns auch noch unser schönes Land nehmen, und uns in alle Welt verstreut hineinjagen.

Sie sehen einmal wieder schwarz, lieber Prof.

Stimmen Sie etwa dem Edlen bei, der mit einem neuen Exercirreglement sich in Respect zu setzen meint?

Das nicht; aber ich komme da auf einen sonderbaren Gedanken.

Lassen Sie ihn hören.

Sie verglichen den Deutschenhaß mit dem Judenhaß.

So that ich.

Wo finden Sie nun den Judenhaß?

So viel ich weiß, bei allen Völkern.

Aber, rief triumphirend der Assessor, stets nur in den ungebildeten Classen und in den rohen, ungebildeten Individuen der Nationen.

Nun?

So ist es auch mit dem Deutschenhaß.

Wollte Gott, es wäre so! Aber leider ist es anders, und das ist mir ein Beweis, daß wir noch unter den Juden stehen. Doch wozu bedarf es noch dieses Beweises? Macht sich denn nicht schon längst selbst der jämmerliche Jankee kein Gewissen daraus, einen Deutschen zu erschlagen, gerade wie der Litthauer sich nicht überzeugen will, ein Verbrechen begangen zu haben, wenn er einen polnischen Handelsjuden beraubt und erschlagen hat?

Das sind ganz specielle Vorurtheile, rief der Assessor.

Richtig, ganz specielle Vorurtheile! versicherte der Herr von Kattenburg, der eifrig zugehört hatte.

Auch du, Edler!

Der Herr von Brok ließ das Gespräch fallen. Er sah auf seine Uhr.

Gott sei Dank, sogleich fünf! sagte er. Man kann schon in das Casino gehen und eine Partie Billard spielen. Wer geht mit?

Er knöpfte seine Uniform zu und nahm seine Mütze.

Auch die baumelnden Lieutenants setzten sich in eine andere Bewegung.

Schon fünf? Billard! Superbe, auf Ehre.

Ich muß leider noch arbeiten, sagte, wie sich entschuldigend, daß er nicht mitgehe, der Assessor Hering.

Und du, Edler?

Ich habe noch einen Gang in die Kaserne zu mache.

Der Herr von Brok mit den anderen Herren entfernte sich.

Der Assessor Hering und der Lieutenant von Kattenburg blieben allein zurück.

Beide sahen einander von der Seite an mit verstohlenen, mißtrauischen Blicken. Jeder schien zu erwarten, daß der Andere gehe; Keiner schien zuerst gehen zu wollen. Jeder faßte sich darauf vor der Hand in Geduld. Der Assessor setzte sich mit einer Zeitung an den Tisch; der Lieutenant zündete eine Cigarre an und stellte sich an das Fenster.

Beide horchten dabei nach den oberen Zimmern hin, in denen es jedoch vollkommen ruhig geworden war, und ruhig blieb.

Der Lieutenant wurde zuerst ungeduldig.

Sie wollten noch arbeiten, lieber Hering?

Und Sie noch in die Kaserne gehen, Herr von Kattenburg?

Das Wetter ist so verdammt schlecht.

Meine Arbeit läuft mir nicht fort.

Der Assessor setzte sein Lesen, der Lieutenant sein Rauchen fort.

Nach einer Weile brach die Geduld des Assessors. Er legte die Zeitung weg und stand auf.

Es wird doch Zeit, sagte er.

Sie wollen fort? fragte der Lieutenant.

Ich muß. Der Regen hört nicht auf.

Es scheint so.

Adieu, lieber Herr von Kattenburg.

Adieu, lieber Hering.

Der Assessor nahm seinen Hut, bürstete ihn mit dem Aermel, nahm seinen Regenschirm, spannte ihn halb und verließ das Zimmer.

Der Lieutenant von Kattenburg blieb allein zurück.

Der Assessor verließ das Zimmer, aber nicht das Haus.

Im Flur war es leer; eben so auf der in die oberen Etagen führenden Treppe. Der Assessor durchschritt leise jenen, erstieg leiser diese. Es schien ihn mehr als gewöhnliche Neugierde zu leiten. Er hatte etwas vor.

Oben auf dem Corridor des ersten Stocks blieb er an der Treppe stehen. Er horchte in den Gang hinein. Er hörte nichts. Er sah sich behutsam nach allen Seiten um. Er sah Niemanden. Er ging langsam, leise, vorsichtig weiter in den Gang hinein, nach den Zimmern hin, die über dem Speisesaale lagen,

in denen sich also die Fremden befinden mußten, in denen sie wenigstens gewesen waren.

In der Nähe dieser Zimmer führte aus dem Corridor ein Seitengang. Hinter der Ecke dieses Seitenganges hervor blickte spähend ein Frauenkopf, um zu sehen, was in dem Hauptgange sich nahe. Die spähenden Augen sahen den leise heranschleichenden langen Assessor mit dem spitzen Kopfe und der spitzen Nase. Sie zogen sich schnell zurück. Der Assessor, den Blick nur auf die Thüren der Fremdenzimmer gerichtet, hatte sie nicht bemerkt.

Er schlich auf den Zehen weiter. Vor der ersten Thür blieb er stehen, mit dem einen Fuße nach der Thür hin, mit dem anderen — er hatte lange Beine — mitten im Gange, so daß er, wenn er überrascht wurde, sofort in der Mitte des Ganges sich befand, und Niemand ihm vorwerfen konnte, er habe gehorcht. So lauschte er nach der Thür hin. Er hörte nichts in dem Zimmer, nicht die leiseste Bewegung.

Das ist merkwürdig, flüsterte er sich selber zu. Sie waren doch da drinnen. Wieder abgereiset sind sie nicht. Auch nicht ausgegangen. Ein Verbrechen —!

Der Assessor war eins der hervorragendsten Mitglieder der Criminalabtheilung des Land- und Stadtgerichts zu Tilsit.

Ein Verbrechen? wiederholte er mit seiner wichtigen Miene, die er auch, wenn er mit sich allein war, nicht ablegen konnte; vielleicht gerade darum nicht, weil er mit sich allein war, denn er war nach seinem festen Dafürhalten mit einer der wichtigsten Männer des preußischen Richterstandes, und der preußische Richterstand war nach seinem festen Dafürhalten der wichtigste Stand im preußischen Staate.

Ein Verbrechen? wiederholte er. Vielleicht gar ein Mord? Aber sie können sich doch nicht Alle ums Leben gebracht haben! — Die Sache scheint verwickelter zu werden. Ein vielleicht folgenschweres Abenteuer! Schön waren sie, sagt der Prof. Waren sie es wirklich? Wer sie sehen könnte! Vornehm und auch reich müssen sie sein!

Pst, pst! ertönte es auf einmal dicht neben ihm.

Der Assessor flog fünf Schritte zurück. Seine langen Beine beschrieben einen fast entsetzlich anzusehenden Kreis in der Luft, bevor sie wieder zum Stehen kamen.

Als er stand und sich umblickte, sah er eine reizende kleine Litthauerin vor sich stehen, zierlich und doch rund, das frische Gesicht wie Milch und Blut, die vollen Lippen rosigroth, die kleine Stumpfnase fein, die blauen Augen schelmisch, die dunkelbraunen Haare

in einem dichten Kranz über die Stirn geflochten und doch noch in zwei langen, starken Zöpfen über den Nacken herunterhängend. Sie sah doppelt reizend aus in ihrer litthauischen Tracht; Schultern und Busen mit dem schneeweißen, roth gestickten Hemde bedeckt, dessen kurze Aermel kaum bis an die Ellbogen reichten; in dem halb offenen braunen Mieder; der bis kaum über die Kniee reichenden, roth und blau gestreiften Marginne; der pfirsichrothen Schürze darüber und den wieder schneeweißen Zwickelstrümpfen darunter. Das Einzige, was sie von der Tracht der Deutschen angenommen hatte, bestand darin, daß an der litthauischen Kleidung etwas fehlte: sie trug nur eine einzige, jene pfirsichrothe Schürze. Die kleine Kokette hatte ohne Zweifel längst wahrgenommen, daß die drei, vier, oft sechs Schürzen, welche die Litthauerinnen über einander zu tragen pflegen, nur geeignet sind, die Taille zu verunstalten.

Sie war das erste Stubenmädchen des Gasthofes.

Sie war, nachdem sie das Selbstgespräch des Assessors genugsam belauscht, hinter der Ecke des Seitenganges rasch hervorgetreten. Sie sah ihn, als er wieder stand, mit ihren schelmischen Augen schelmisch an.

Der Assessor erwiederte den Blick etwas verwirrt. Er versuchte, süß zu werden.

Beinahe hättest du mich erschreckt, kleine Hexe.

Erken, armes! entgegnete sie mit spöttischem Mitleiden.

Mit dem besten Willen, und trotz Manchem, was die listige Litthauerin von dem Wesen und der Sprache der Deutschen schon angenommen haben mochte, war es ihr doch unmöglich, einzelne deutsche Worte auszusprechen. Dazu gehörte das Wort Herrchen. Andererseits konnte sie aber auch nicht von der Sitte ihres Volkes ablassen, ihren Respect und ihre Freundlichkeit durch den Gebrauch des Diminutivs auszudrücken.

Der Assessor hatte sich gefaßt. Er wurde süßer gegen die hübsche Litthauerin, was freilich dem dürren, gelben Actenmanne wunderlich genug stand.

Warte, Schelmin; du bekommst es dafür wieder. Aber was wolltest du von mir?

Ich von Ihnen, Erken, liebes?

Warum sagst du, nach der Sitte deines Landes nicht du zu mir, kleine Aduszе?

Die Litthauerin lachte laut auf.

Der Assessor wurde beinahe ärgerlich.

Findest du meine Frage so lächerlich?

Die Frage nicht, Erken, liebes, aber daß Sie

mich kleine Aduſze nennen, und Sie machen ſich doch einen großen Errn (Herrn) bei den Anderen daraus, daß Sie unſer Litthauiſch verſtehen.

Und was wäre unrichtig dabei?

Wie klein wollen Sie mich denn machen? Aduſze iſt ja ſchon kleine Ade.

Der Aſſeſſor biß die Lippen zuſammen, fuhr dann aber ſüß fort:

Nun, und warum ſagſt du nicht du zu mir?

Weil Sie ſich auch dadurch nur groß machen wollen bei den Leuten, Erken.

Der Aſſeſſor mußte nochmals die Lippen zuſammenbeißen, um den Aerger zu verbeißen, den die zutreffenden Antworten der liſtigen Litthauerin ihm verurſachten.

Was ſollte dein pſt, pſt? fragte er, weniger ſüß.

Ich wollte Sie bewahren, daß man Sie fände, wenn Sie nach der Thüre zu das Ohr ſpitzten.

Du meinſt, ich hätte gehorcht? ſagte der Aſſeſſor vornehm, um ſein unwillkürliches Erröthen Lügen zu ſtrafen.

Habe ich es denn nicht geſehen, Erken, liebes?

Wer hätte mich denn hier finden ſollen?

Die da drinnen.

Sie zeigte auf die Thür, an der der Aſſeſſor gehorcht hatte.

Die volle Neugierde des Assessors wurde wieder wach. Er zog das Mädchen auf die Seite in den Quergang.

Da drinnen ist Jemand? fragte er hastig, aber leise.

Es ist.

Von den Reisenden?

Von den Reisenden.

Wer von ihnen?

Eine Dame.

Eine Dame! Welche? Welche?

Ich kenne sie nicht, Erken.

Hast du sie gesehen?

So etwas.

Und wie sah sie aus?

Sehr viel weiß im Gesichte —

Blaß?

Sehr viel.

Weiter.

Und hat große, schwarze Augen —

Weiter, weiter.

Mehr habe ich nicht gesehen.

War sie schön?

Die Litthauerin lachte wieder.

Was lachst du?

Ueber Sie, Erken, armes.

Ueber mich? was könntest du Lächerliches an mir finden?

Der Assessor warf sich in die Brust bei der etwas zögernd vorgebrachten Frage.

Darf ich es Ihnen sagen, Erken?

Sprich.

Sie schauen und schleichen immer den vornehmen Damen nach, die hier einkehren, und geben sich so viele Mühe, Erken, armes, daß die Damen auch Sie sehen, und mit Ihnen sprechen sollen.

Du bist eine dumme Thörin.

Darf ich Ihnen noch mehr sagen?

Schweig.

Aber ich muß es Ihnen sagen. Sie thun mir leid in meinem Herzen, aber es ist zu schön, wie unsere deutsche Viehmagd sagt.

Was, auch die?

Erschrecken Sie nicht, Erken, nicht von Ihnen sagt sie das, aber es ist ihre Redensart so.

Der Assessor athmete auf.

Die schelmische Litthauerin fuhr fort:

Ich muß Ihnen also noch mehr sagen: Ich glaube Ihr Herzchen verlangt so recht viel darnach, daß eine von den vornehmen fremden Damen mit Ihnen zum Uzgertuwas kommen möchte.

Was soll denn das wieder, Mädchen? Uzgertuwas heißt ja Zutrinken.

Und auch Verlöbniß, Erken, weil wir Litthauer ohne Zutrinken uns nicht verloben können.

Der Assessor wurde nochmals roth.

Die Litthauerin lachte desto schelmischer, daß sie ihn getroffen hatte.

Ob die Damen schön sind, wollen Sie wissen? fragte sie dann, und sie fragte mit wichtigem Ernste.

Die Neugierde des Assessors, und auch wohl das Andere, was die listige Litthauerin getroffen hatte, überwog seinen Aerger.

Nun, ist sie?

Sie ist. Sie sind es alle Beide. Alle Beide sehr viel weiß, aber auch sehr viel schön.

Du hast sie Beide gesehen?

Ich habe. Aber nur mit einem kurzen Blick meiner Augen.

Und nur noch die Eine ist in dem Zimmer dort?

Nur die Eine.

Allein?

Ganz allein.

Und wo sind die Anderen?

Die Anderen? Erken, das ist eine grausige Geschichte.

Sie sprach geheimnißvoll; in ihrem Gesichte schien sich in der That plötzlich eine grauenvolle Erinnerung auszusprechen.

Der Assessor wurde neugieriger; es war, als wenn es ihn wie kalt überlaufe.

Eine grausige Geschichte? wiederholte er. Was ist vorgefallen?

Das war viel Rufen und Schimpfen in dem Zimmer da; von den beiden Herren; die beiden Damen haben viel geweint. Dann war ein Stoßen und Poltern, wie in dem Kruge auf dem Jahrmarkt. Und auf einmal — es gab mir einen Schnitt durch mein ganzes Herz —

Nun, auf einmal?

Auf einmal schrie eine der Damen so laut und so schrecklich, als wenn ihr ein Messer wäre in ihr Herz gestoßen worden.

Und darauf?

Darauf war Alles still; aber nur ein Augenblickchen lang; dann hörte ich die beiden Damen laut weinen und schluchzen. Und da auf einmal kam einer der beiden Erren (Herren) aus dem Zimmer gestürzt, und blickte mich mit wilden, feurigen Augen an, als er mich so dicht bei der Thür sah, und befahl mir, ihm sofort noch zwei Zimmer zu besorgen, hinten nach dem Hofe zu.

Welcher von den Herren war das? fragte beinahe inquisitorisch der Assessor.

Der zuerst gekommen war.

Sprach er Deutsch?

Deutsch. Aber mit sehr grober Stimme.

Erzähle weiter.

Ich öffnete erschrocken die Zimmer, und da trug der eine Herr auf seinen Armen die eine Dame in das Zimmer da hinten hinein.

Welcher Herr?

Der Alte, der zuletzt gekommen war.

Und welche Dame?

Sie waren Beide gleich.

Er trug sie?

Er trug.

War sie — todt oder lebendig? fragte der inquirirende Assessor.

Erken, das konnte ich nicht sehen. Er flog mit ihr an mir vorbei, und der Andere sah mich wieder mit seinen wilden Augen an, daß ich vor Schreck nicht genau sehen konnte.

Und die andere Dame?

Die blieb allein hier. Der eine Herr schloß sie ein.

Ha, eingeschlossen?

Eingeschlossen.

Und in das hintere Zimmer dort wurde die eine getragen?

In das hintere Zimmer dort, Nummer funfzehn.

Der Assessor ging leise nach dem bezeichneten hinteren Zimmer zu, am entgegengesetzten Ende des Corridors.

Die Litthauerin folgte ihm.

Das Haus war symmetrisch gebaut. An jenem Ende des Corridors lief ebenfalls ein Seitengang. An diesem lag das Zimmer Nummer funfzehn.

Der Assessor hatte mit fast unhörbaren Schritten das Ende des Corridors erreicht. Er bog nicht minder leise in den Seitengang ein.

Er prallte erschrocken zurück.

Ihm gegenüber prallte ein Anderer zurück.

Es war der Lieutenant von Kattenburg, der dort vielleicht in ähnlicher Weise gehorcht hatte, wie jenseits der Assessor.

Die Litthauerin lachte laut auf.

Auch armes Erken! rief sie.

Ah, Herr von Kattenburg, sagte der Assessor, ich wußte nicht, daß hier die Kaserne ist.

Und Sie suchen wohl Ihre Acten hier, Herr Assessor.

Die Thür des Zimmers, in dessen Nähe sie standen, öffnete sich.

Die Kammerjungfer der reisenden Herrschaft trat heraus. Eine schon etwas ältliche Person, mit einem melancholischen, verschwiegenen Gesichte, in dem gleichwohl der Ausdruck eines heftigen Schrecks, oder einer anderen starken Aufregung sich noch nicht hatte verwischen können. Sie ging auf die Litthauerin zu.

Ist der Postillon mit den Pferden schon da? fragte sie in deutscher Sprache.

Ich weiß nicht, antwortete die Litthauerin.

Sehen Sie nach. Ist er noch nicht da, so soll der Hausknecht ihn auf der Stelle holen. Ist er da, so sollen er und der andere Kutscher sogleich anspannen und vorfahren. Alle Beide, hören Sie?

Ich höre.

Die Litthauerin ging die Treppe hinunter.

Die Kammerjungfer warf einen so eigenthümlichen Blick auf den Assessor und Lieutenant, daß die beiden Herren sich bewogen fanden, sehr still der Litthauerin die Treppe hinunter zu folgen.

An der Hausthür trennten sie sich. Der Lieutenant ging links, die hohe Straße hinauf, nach der Kaserne der Dragoner zu. Der Assessor wandte sich rechts, die Straße hinunter, wo seine Wohnung lag.

Aber er ging nicht in diese hinein. Er war in keiner Actenstimmung. Seine Phantasie trug ihn höher, als zu Feder, Dinte und Gerichtsacten, selbst Criminalacten, die der Assessor vorzog. Sinnend, in tiefe Gedanken verloren, schritt er an seinem Quartiere vorbei.

Es hatte angefangen zu dunkeln. In das graue Regenwetter war der Abend früh hereingebrochen. Es goß noch immer vom Himmel herunter. Der Assessor in seinen tiefen Gedanken achtete den Regen nicht; freilich hielt er den schützenden Schirm fest und dicht über dem sinnenden Haupte.

Er ging nach der Schiffsbrücke über die Memel zu. Er ging auf die Brücke.

In der Mitte der Brücke brannte eine trübe Laterne. Unter dieser stellte der Assessor sich auf. Er lehnte sich an den Laternenpfahl. Er lehnte dort unbeweglich. Schmal und dürr wie er war, und da das Licht erst in einiger Entfernung seine Strahlen umherwarf, konnte man ihn für ein Stück des Pfahls halten.

Was er so wollte?

Wer von Tilsit nach Rußland reisen will, muß die Memel passiren.

Es geht kein andrer Weg nach Küstnacht! recitirte der Assessor halbleise vor sich hin.

Wollte er, selber in dem schützenden Dunkel des Laternenpfahls verborgen, in dem trüben Lichte der Leuchte über ihm nur einen Blick der vorbeifahrenden blassen, leidenden, schönen Damen auffangen? Oder wartete er gar auf ein Abenteuer? Die listige kleine Litthauerin, die ihn und seine romantischen Wünsche und Hoffnungen so genau zu kennen schien, hätte es vielleicht sagen können, wenn sie ihn in seiner sonderbaren Stellung gesehen hätte.

Er wartete lange; geduldig, unbeweglich.

Die Schiffbrücke über den breiten Memelstrom bei Tilsit, eine der bedeutendsten jener äußerlichen Verbindungsadern für den Verkehr zwischen dem russischen Reiche einerseits und Preußen und somit den übrigen deutschen Ländern andererseits, durch welche so mancher für das Schicksal der Völker und freilich auch der Fürsten entscheidende Befehl seinen Weg vom Osten nach dem Westen genommen hat, aber hoffentlich nicht lange mehr nehmen wird, diese sonst von des Morgens früh bis des Abends spät stets so belebte Brücke war zu der Zeit, als der Assessor sehnsüchtig wartend in ihrer Mitte stand, bis auf den wartenden jungen Mann völlig leer. Hätte auch der trübe Schein des einzigen auf ihr vorhandenen Lichts heller und weiter geleuchtet, als es wirklich der Fall war, man

würde dennoch weiter kein menschliches oder anderes lebendes Wesen auf ihrer ganzen, über tausend Fuß betragenden Länge haben entdecken können. Bewegung war freilich genug auf ihr; aber es war nur das Schaukeln der Pontons, durch die sie gebildet wurde, und die von den sonst etwas trägen, damals aber durch den strömenden Regen mehr aufgeregten Wellen des Stromes auf und nieder, und bald nach der einen bald nach der anderen Seite gegen einander geschoben, manchmal gegen einander geworfen wurden. Dabei hörte man nichts als Wassergeräusch: das Fallen und Aufschlagen des Regens auf den Wasserspiegel des breiten Flusses und auf Planken und Geländer der Brücke, das Plätschern der auf- und niederschaukelnden Pontons, und dazwischen mitunter das Stoßen, Schlagen und Stöhnen, wenn diese von den Wellen gegen einander geworfen wurden.

Dunkel und still, wie auf der Brücke, war es ringsumher. Der Strom zu beiden Seiten schien völlig unbelebt zu sein. So wie die Frühlingssonne die starken, schweren Eisdecken der Memel und der mit ihr in Verbindung stehenden polnischen und russischen Gewässer gebrochen hat, gewöhnlich schon (!) in den letzten Tagen des Monats April, beginnt auf der Memel bei Tilsit ein sehr reges Leben, daß den gan-

zen Sommer über und bis in den Herbst hinein währt, bis der Monat October, oft auch erst der November, wieder die feste Eisdecke über die Gewässer jenes Nordens gebreitet hat. Den Strom hinauf, nach Polen und Rußland hin, gehen breite und lange Fahrzeuge mit ausländischen Waaren aller Art. Den Strom abwärts, aus Rußland und Polen, kommen jene Unmassen von Holz, Getreide, Hanf. Letzterer in denselben großen Stromfahrzeugen, die hinauf die fremden Waaren transportirt hatten. Das Holz meist zu ungeheuern Flößen fest und kunstvoll zusammengefügt, auf denen manchmal eine Menge von Hütten erbaut sind und eine Menge von Familien mit todtem und lebendem Hausrath sich aufhalten, Gestalten, die dem deutschen Auge eben so fremd als oft ekelhaft sind. Das Getreide meist in den langen und dickbäuchigen „Wittinnen", eigenthümlich blos aus Zimmerholz zusammengebauten Schiffsgefäßen, die nur zu der Reise stromabwärts bis Ruß oder Memel bestimmt sind, wegen ihres schwachen, losen Baues sowohl, als gleichwohl ihrer Unbeholfenheit auch nur diese Reise aushalten können, deshalb an ihrem Bestimmungsorte als Zimmerholz verkauft werden, und so nicht nur mit ihrer Ladung, sondern auch mit sich selbst, also doppelt, einen lebhaften Handelsartikel bilden.

Die Mannschaften jener Flöße und dieser Wittinnen pflegen freilich, wenn sie im Sommer oder Herbst über Land zu Fuße in ihre Heimath zurückkehren, für die Ufer der Memel eine große Landplage zu bilden. Schaarenweise durchstreifen diese „Szimkes“ Städte, Dörfer, Landstraßen; bekleidet einzig und allein mit einer alten, schmierigen, wollenen oder bepelzten Mütze auf dem Kopfe, und einem noch älteren und schmierigeren grauen oder braunen, langen und weiten Kittel, den sie über Leib und Lenden zusammenschlagen, selten mit einem Hemde, das an Alter und Schmuz und mithin auch an Farbe dem braunen Kittel nichts nachgibt. So verbreiten diese, auch im Gesichte wie an den anderen entblößten Theilen ihres Körpers nicht minder schmuzigen und braunen Gesellen aus dem Innern Rußlands, überall wo sie mit ihrem zahllosen Ungeziefer sich zeigen, Ekel und Abscheu, und wo sie in einem entlegenen Bauerngehöfte oder gar auf der Landstraße von einem einsamen Wanderer mit ihren diebischen und räuberischen Fäusten und Knitteln erblickt werden, Furcht und Schrecken um sich her.

Auch ein Stück der Heiligenallianzcultur, die von Osten nach Westen getragen wird.

Noch manches andere Leben trägt der Memel-

strom bei Tilsit in den wenigen Monaten des Jahres, in denen er vom Eise frei ist: größere Fahrzeuge, die an dem „Bollwerk“ der nicht unbedeutenden Fabrik- und Handelsstadt Waaren aller Art und aus allen Gegenden der Welt ein- und ausladen; kleinere, die aus der Nachbarschaft und in die Nachbarschaft Baumaterial hin- und hertragen; vor allem die bunt und lustig durch einander wimmelnden kleinen Nachen aus Gilge und Ruß, vornehmlich aus dem kurischen Haff, welche die Stadt tagtäglich mit frischem Gemüse, Obst und Fischen versehen, und in ihnen die flinken, beweglichen Litthauer des Haffs und der Ströme, und ihre rothwangigen, dunkeläugigen Frauen, Töchter und Schwestern in den bunten Marginnen, bunteren Halstüchern und noch bunteren, leicht und malerisch um die Locken gewundenen Kopftüchern.

An jenem Abende war von allem diesem Leben auf dem schönen, breiten Memelstrome keine Spur zu finden. Einige Kähne und Nachen mochten wohl am Ufer liegen, aber in der Dunkelheit und unter dem Strömen des Regens sah und hörte man nichts von ihnen. Ihre Bewohner hatten sich entweder tief unten in die engen Kajüten verkrochen oder waren in die zahlreich am Ufer der Stadt liegenden Krüge und Schenken gegangen.

Auch am Lande zu beiden Seiten des Stroms war es dunkel und still. Am linken Ufer, der Stadt gegenüber, liegen nur zwei Gebäude, in gerader Richtung der Brückenkopf, etwas mehr oberhalb der Fährkrug. Beide sind Wirthshäuser. Im Brückenkopfe sah man gar kein Licht; der Regentag, der die Straßen leer machte, schien keine Gäste hierhergeführt zu haben. Der Fährkrug, „der Memelkrug“, mochte wohl, wie gewöhnlich, trotz des schlechten Wetters, von Gästen wimmeln; allein der Regen fiel zu dicht, als daß das trübe Licht der Oellampe durch die noch trüberen Fenster der Krugstube bis zur Brücke hätte durchdringen können. Von dem lärmenden Geräusch der unzweifelhaft bis zur Anzahl von einem halben Hundert darin schreienden und tobenden betrunkenen Litthauer konnte man nicht das Geringste vernehmen.

Fast nicht anders war es auf der Stadtseite selbst. Geräusch, wie vieles auch in der Stadt, und besonders in den Schenken und Krügen am Ufer herrschen mochte, konnte auf den Ufern und über den Strom bis zur Mitte der Brücke sich nicht hörbar machen. Die wenigen einzelnen Lichter, die man sah, erblickte man nur klein, dünn und ungewiß, wie weit, weit entfernte Sterne der dämmernden Nacht.

Nur etwa fünf- bis sechshundert Schritte oberhalb

der Brücke zitterten von einer kleinen Anhöhe herab, aus mehreren hohen Fenstern hellere Lichtstrahlen herüber. Dort lag das Tilsiter Schloß, das eigentliche (Schloß) „Tilsit", von dem die Stadt nur den Namen „Tilse" führt. Früher ein weitläufiges angesehenes Comthurschloß der deutschen Ritter, dient es jetzt zum Gerichtslocal und zum Criminalgefängnisse. Aus den Zellen der Gefangenen drangen jene Lichtstrahlen nicht; die Criminalgefangenen müssen die kurzen, wie die langen Abende im Stockdunkeln zubringen. Aber in den hohen und weiten Sälen, die den Rittern ehemals für ihre Trinkgelage wie für ihre ernsten Berathungen des Krieges und des Friedens gedient hatten, und die jetzt zu Sitzungs-, Instructions- und Verhörzimmern des Gerichts, zu Registraturen, Kanzleien, Kassenstuben und Botenstuben eingerichtet waren, die lautes und rühmendes Zeugniß von mancher tapferen, großen und weisen That jenes mächtigen Ordens, von Thaten des Gelages wie des ernsten Rathes über Krieg und anderes Wohl und Wehe des Landes hätten ablegen können, wenn nicht der spätere Actenstaub und Actenruß, der stinkende Athem der Proceßwuth und die Pestluft der richterlichen Bureaukratie, und noch manches Andere der modernen Staatseinrichtungen das Andenken an jene mächtige Zeit, und gar den Sinn für das

Andenken daran, zerstört und vernichtet hätten; in diesen hohen und weiten Sälen saßen andere Gefangene, die armen Gefangenen der Bureaus und Bureaustunden, geschmiedet an die langen Bureautische, und schrieben und schrieben, wie sie schon am frühen Morgen begonnen hatten, und wie sie es noch bis in die späte Nacht hinein fortsetzen mußten — Acten.

Nach diesen hohen Sälen, nach ihren hohen Fenstern und nach den Lichtstrahlen, die durch Nacht und Regen herausdrangen, warf der Assessor Hering seine Blicke. Einen Augenblick lang hob sich seine Brust. Er selbst war ein Glied, und zwar, wie er sich sagen zu müssen glaubte, ein wichtiges Glied in der großen Actenschreibmaschine, die den preußischen Staat zusammenhielt. Ein Glied einer Maschine! Und der Gedanke hob seine Brust? Wie manche Brust solcher Glieder, die sich große Staatsmänner nennen lassen, hebt sich, und kann durch nichts Anderes gehoben werden, als durch das Bewußtsein, ein Glied der Bureaumaschine zu sein!

Aber Brust und Haupt des Assessors senkten sich, wie mit Scham, wie mit Ingrimm. Dann auf einmal richteten sie sich wieder auf, hoch, stolz, doch nicht nach dem Gerichtsgebäude hin, sondern nach der anderen Seite der Memel, nach den Pappeln der Chaussee, die

nach Rußland führt, über die Pappeln hinüber, nach der Grenze mit ihrem blau und gelben Schlagbaum über die Grenze hinweg, in das weite russische Reich hinein, und dort in einen reichen, glänzenden Palast mit vielen leibeigenen Dienern und — einer jungen schönen Dame, die ihm holdlächelnd ihre Hand reichte.

Der preußische Gerichtsassessor träumte einen schönen russischen Traum.

Sein Traum wurde unterbrochen durch ein Geräusch, das aus der Stadt kam. Es war anfangs sehr schwach; man konnte nur errathen, daß es von dem Rasseln mehrerer Wagen auf dem Straßenpflaster herrührte; ein lauter Peitschenknall schien dies einige Male deutlicher anzuzeigen.

Dem Assessor pochte das Herz. Er preßte die Hand darauf, um den zu lauten Schlägen zu wehren.

Das Geräusch kam näher. Man unterschied deutlich das Rollen von Wagenrädern auf den großen, plumpen, plump und höckerig gelegten Steinen, die das Straßenpflaster der Stadt Tilsit bilden; das Knallen schwerer Peitschen dröhnte dazwischen. Die Wagen kamen der Brücke näher. Ein dumpfes Rollen und Poltern zeigte an, daß sie die hölzerne Ueberlage der Brücke erreicht hatten.

Dem Assessor pochte das Herz lauter; er mußte seine Hand fester darauf drücken.

Die Wagen kamen näher; man hörte schon das Schnaufen der Pferde, das Schnalzen der Kutscher. Sie erreichten das nächste Pontonjoch, unmittelbar vor dem, auf welchem der Laternenpfahl und unter diesem der Assessor sich befand. Das Joch senkte sich unter der Schwere der Wagen.

Es waren zwei Wagen.

Die Pferde des ersten Wagens gelangten in den Schein der Laterne. Es waren drei Pferde neben einander gespannt. Sie zogen den Wagen, in welchem der erste Russe an dem Hotel de Russie angelangt war. Der zerlumpte Kutscher, der so magnifik auf einen halben Zoll an den Prellstein heranfahren konnte, saß auf dem Bocke. Der Wagen selbst war fest verschlossen; man konnte nicht sehen, ob sich Jemand darin befand. Er fuhr im Schritt an dem Laternenpfahl und an dem Assessor vorüber.

Zwanzig Schritte hinter ihm fuhr der zweite Wagen. Er war mit vier Extrapostpferden bespannt. Der Postillon saß auf dem hintern Sattelpferd. Auf dem Bocke saßen der Bediente und die Kammerjungfer, beide dicht neben einander, unter einen einzigen Regenschirm gekauert, den der Bediente hielt. Das Alles

konnten die scharfen Augen des Assessors deutlich unterscheiden, wie trübe auch das Licht der Laterne über ihm war. Es fiel ihm auf, warum die Kammerjungfer mit dem Bedienten vorn auf dem Bocke, und nicht, wie bei der Ankunft in Tilsit, in dem Coupé hinten am Wagen saß; er hatte indeß keine Zeit, längere Betrachtungen darüber anzustellen. Auch dieser Wagen fuhr zwar polizeivorschriftsmäßig auf der Brücke nur im Schritt, aber für die emsig nach dem Innern und nach einem Abenteuer suchenden Augen des Assessors gleichwohl nur zu rasch.

Indeß, auch dieser zweite Wagen war verschlossen. Der Schlag war fest zu; über dem Fenster hing noch, zum Schutz gegen den Regen, ein sehr dichtes, schweres Leder herunter. Kein Auge vermochte in das Innere zu dringen.

Wie dieses dem Auge verschlossen war, so konnte auch das Ohr keinen Laut aus demselben erreichen. Man hätte meinen können, die vier muthigen Extrapostpferde zögen einen dunklen, hohen, schweren Grabeskasten vorüber, dessen verwesender Inhalt von den beiden Dienern auf dem Bocke seiner letzten Ruhe entgegengeleitet werde.

Und wäre nicht E t w a s davon wahr gewesen?

4*

Der schwere Kasten kam unmittelbar in die Nähe des Assessors.

Die Augen des Assessors suchten sich vergebens in sein Inneres hineinzubohren.

Der Assessor trat hinter dem Laternenpfahl hervor. Aus einer Stange wurden zwei, hätte man sagen können. Er trat nach der Mitte der Brücke zu, wo der Wagen fuhr. Er trat dicht an diesen heran; er trat so in den volleren Schein des freilich trüben Lichtes. Vielleicht konnte er einen Blick in den Wagen senden; noch wahrscheinlicher konnte er gesehen werden. Vielleicht kam dann auch ein Abenteuer. War das nicht schon ein Abenteuer für den Actenmann mit der hochstrebenden Phantasie, zu sehen und gesehen zu werden?

Auf einmal bewegte es sich im Innern des Wagens. Hinter der dichten, nach außen hängenden Lederdecke schien das obere Glasfenster des Kutschenschlages geöffnet zu werden.

Das Herz des Assessors schlug in wilden Schlägen.

Jetzt bewegte sich die schwere Lederdecke selbst. Sie wurde von innen in die Höhe geschoben. Aber nur um einige Zolle weit. In das Innere des Wagens konnte auch so kein Blick dringen.

Aber unten am Rande der Lederdecke, dort, wo

sich diese gehoben hatte, erschien eine Hand. Es war eine weiße Hand.

Das Herz des Assessors schlug und bebte, als wenn es sich ihm hätte aus dem Leibe reißen wollen.

Mit der weißen Hand kam ein weißer Gegenstand zum Vorschein, den sie festhielt.

Plötzlich machte die Hand eine starke, heftige Bewegung nach der Wasserseite hin. Sie schleuderte mit Kraft den weißen Gegenstand von sich.

Dann verschwand sie wieder im Innern des Wagens; die Lederdecke fiel herunter. Der Wagen fuhr ruhig weiter.

Der weiße Gegenstand war schnurgerade auf die Brust des Assessors geflogen. Die Hände des Assessors flogen ihm entgegen. Sie griffen zu. Sie faßten den weißen Gegenstand.

Hinter dem Wagen hervor kam Jemand auf den Assessor zugesprungen.

Was war das, lieber Assessor?

Sie hier, Herr von Kattenburg?

Wie Sie sehen. Aber was flog da aus dem Wagen?

Ich weiß es nicht.

Sie haben es in der Hand. Lassen Sie uns öffnen.

Es war ein weißes Leinwandpäckchen, was der Assessor in der Hand hielt. Er öffnete es in dem Scheine der Laterne.

Beide junge Männer fuhren mit tiefem Entsetzen zurück.

Pfui Teufel! rief der Dragoneroffizier.

Großer Gott, was ist das? schrie der Assessor auf.

Eine Leiche!

Eine Kindesleiche!

Eines neugeborenen Kindes!

Erdrosselt! Die Schnur noch um den Hals!

Das ist entsetzlich!

Ein Verbrechen! Ein Mord!

Mit lauter Stimme, daß man es an beiden Ufern der Memel durch den Regen hindurch hören konnte, schrie der Assessor hinter dem Wagen her:

Halt, Postillon! Ein Mord! Postillon, halt! Im Namen des Gesetzes!

Mit seiner kräftigsten Commandostimme rief noch lauter der Lieutenant:

Halt, Schwager. In des Dreiteufels Namen, Kerl, halt!

Aus dem Innern des Wagens befahl eine tiefe Baßstimme:

Fahr, Postillon, was die Pferde rennen können, oder du bekommst eine Kugel durch den Kopf.

Der preußische Postillon gehorchte nicht dem preußischen Richter, nicht dem preußischen Offizier, nicht einmal den Vorschriften der preußischen Polizei; aber dem russischen Befehle.

Er fuhr in Karriere über die Brücke auf die Chaussee nach Rußland.

---

2.

## Die Branka.

Der moderne civilisirte Staat hat mancherlei Institutionen zum Wohle der Völker. Unter anderen auch die polizeilichen Haussuchungen.

Ihr sitzet, Mann, Frau, Kinder, beim Frühstück, oder beim Mittagessen, oder beim Abendbrode. Ihr sitzet ruhig, friedlich, unbefangen, in der Ruhe und der Unbefangenheit Eures guten Gewissens. Keiner von Euch hat sich etwas vorzuwerfen, kein Verbrechen, kein Vergehen; Ihr seid nicht einmal irgendwo oder irgendwie mit der Polizei in Conflict gerathen; nicht einmal ein unvorsichtiges Wort habt Ihr gesprochen, auch nicht über die neueren Staatsinstitutionen zum Wohle der Völker. Nur an Eins habt Ihr freilich nicht gedacht, daß Ihr zu derjenigen Partei gehört, die nicht daran glauben will, daß alle diese Institutionen zum Wohle der Völker er-

funden sind und gehandhabt werden, oder daß Eure Frau oder eines Eurer Kinder mit Leuten dieser „Umsturzpartei“ Umgang hat, oder auch nur, daß Ihr irgend einen Feind oder neidischen Concurrenten habt, der irgend eine geheime, anonyme Denunciation gegen Euch bei der Polizei eingereicht hat. Ruhig in jenem Bewußtsein, ohne alle arge Gedanken, sitzt Ihr friedlich und fröhlich in Eurem Familienkreise, freuet Euch Eures stillen Glücks, der blühenden, hoffnungsvollen Kinder, Eurer gegenseitigen Liebe, sprechet von den abwesenden Lieben, macht Pläne für die Zukunft.

Auf einmal öffnet sich rasch die Thür, und vor Euch, mitten in Eurem Familienkreise, steht ein Polizeicommissarius, begleitet von einem Gendarmen und einem Polizeidiener. Die drei Beamten der Polizei stehen vor Euch und sehen sich in dem Zimmer um, mit ernsten, finsteren, Unheil verkündenden und Unheil drohenden Blicken. Alles springt erschrocken vor ihnen auf; Löffel, Messer und Gabeln werden hingeworfen. Niemand kann mehr an Essen oder Trinken denken. Alles hat nur Auge und Sinn für die unheimlichen, und unheimlich in Euren heiligen Familienkreis sich hineindrängenden Diener der Polizei. Die Wange der Gattin erbleicht; ihr Blick sucht ängstlich forschend den Eurigen. Die Kinder hängen sich erschrocken an die Mutter.

Ihr selbst steht sinnend und im ersten Augenblick verwirrt da; Ihr sinnt vergeblich, was dieser gewaltsame Besuch bedeuten solle; Ihr wißt Euch rein und frei von jeglichem Vorwurfe; aber jetzt fällt Euch die Niederträchtigkeit der Menschen, die Nichtswürdigkeit des geheimen Denuncirens, und — die Macht der Polizei ein.

Die Augen der Beamten sind unheimlicher geworden; zwar nicht ernsterer und nicht finsterer. Aber sie haben das Erschrecken der Kinder, die Angst der Gattin, Eure eigene Verwirrung gesehen. Sie werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu. Das Schuldbewußtsein verräth sich schon! sagen diese Blicke.

Der Polizeicommissarius wendet sich an Euch.

Ich habe den Befehl, eine Haussuchung bei Ihnen abzuhalten.

Ihr habt Euch von der augenblicklichen Verwirrung befreit. Ihr kennt Verfassung und Gesetz.

Haben Sie einen schriftlichen Befehl? fragt Ihr den Beamten.

Ich bedarf dessen nicht.

Das Gesetz fordert ihn.

Das müssen Sie mit meinem Vorgesetzten ausmachen, dem ich nur zu gehorchen habe.

Ich protestire —

Ich würde Gewalt brauchen müssen, und wenn Sie sich der widersetzen, so — Sie wissen, daß Sie sich dann einer mehrjährigen Freiheitsstrafe und sofortiger Verhaftung aussetzen.

Ich muß der Gewalt weichen. Was suchen Sie bei mir?

Das wird sich finden.

Aber wenn Sie es mir mittheilen, und wenn ich im Besitze bin, so werde ich es Ihnen freiwillig herausgeben. Sie ersparen sich so eine Mühe und mir eine große Unannehmlichkeit.

Meine Ordre lautet auf Haussuchung.

Sie können doch nur nach bestimmten Gegenständen suchen.

Ihr bekommt keine Antwort; der Mann schreitet zu seiner Amtshandlung.

Ihr überzeugt Euch, daß er selbst gar nicht einmal weiß, nach welchen Gegenständen er suchen soll, und daß es ebensowenig sein Vorgesetzter wußte, der ihm den Befehl zur Haussuchung ertheilte. Er soll eben suchen, ob er überhaupt irgend etwas Verdächtiges finden werde. Ihr überzeugt Euch aber auch ferner, daß der Beamte selbst nur einer höheren Macht gehorcht, daß er, der sein Metier einmal so ergriffen hat, derselben Gewalt unterworfen ist, der auch Ihr Euch

nicht widersetzen könnt. Es liegt freilich noch ein Unterschied vor; aber diesen weiter zu verfolgen, würde mitten in die unergründlichsten Tiefen der Fäulniß aller unserer Zustände führen. Und am Ende, gehört denn nicht Ihr auch nach Eurer freien Wahl — diesem Staate an?

Ihr unterwerft Euch leidend; leidend, weil Ihr müßt, weil Ihr einmal nicht anders könnt, dem Acte der polizeilichen Gewalt.

Der Gendarm erhält nun den Befehl, Euch zu bewachen. Keiner der Familie darf die Stube verlassen. Auf jede Eurer Bewegungen, Eurer Blicke, wird mit scharfen Augen gewacht. Draußen waren schon Gendarmen und Polizeidiener zurückgeblieben, um das Haus von außen, die Aus- und Eingangsthüren zu überwachen.

Der Polizeicommissarius beginnt sein Geschäft damit, daß er Euren Schreibtisch durchsucht; der Polizeidiener leistet ihm dabei Handreichungen. Von dem Schreibtische wendet er sich zu den übrigen Gegenständen Eurer Arbeitsstube, Secretair, Bücherbretern und so weiter, zu jedem Behältnisse, jedem einzelnen Stücke, in welchem etwa ein Stück Papier offen oder verborgen enthalten sein könnte. Er geht weiter zu den anderen Stuben und Gemächern des Hauses; selbst Boden und

Bodenkammern läßt er nicht undurchsucht. Und in jedem Gemache durchsucht er wieder jedes Behältniß, verschlossenes, wozu Ihr den Schlüssel hergeben müßt, und unverschlossenes: Spinden, Kommoden, Kleider- und Wäschschränke, mögen sie Eure eigenen oder Eurer Frau oder Kinder Sachen enthalten. Und in jedem Behältnisse durchsucht er wieder jeden einzelnen Gegenstand, in welchem oder zwischen welchem ein Stück Papier enthalten sein könnte: Tisch- und Leibwäsche, reine und nicht reine, Eure und Eurer Familie, Kleidungsstücke, Tücher, Hausrath; selbst die Bücher auf den Bücherbretern werden geöffnet und geschüttelt, ob nicht etwa ein verborgenes Papier herausfallen wolle.

Denn ihr Suchen ist darauf gerichtet, daß der Zufall ihnen irgend ein Stück Papier in die Hände bringen möge, von dessen Existenz, Art und Bedeutung sie freilich noch nicht einmal eine Ahnung haben, einen Brief, ein Gedicht, eine Notiz, eine Zeile von Eurer oder fremder Hand, woraus man vielleicht gegen Euch oder gegen irgend einen Dritten, den man noch nicht einmal dem Namen nach kennt, eine Anklage auf irgend ein Verbrechen oder Vergehen, von dessen Art man gleichfalls noch keine Ahnung hat, erheben könne. Indeß auch nicht einmal darauf kommt es an. Willkommen ist schon jedes geschriebene Wort, das man,

auch ohne Anklage, künftig bei irgend einer Gelegenheit gegen Euch oder irgend einen Dritten vielleicht gebrauchen kann; wozu? das weiß man selbst noch nicht; darauf kommt es jetzt nicht an; das wird sich zu seiner Zeit schon finden.

Daher wird denn auch jedes gefundene Stück Papier mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit geprüft, durchgelesen und wieder gelesen. Dabei wird kein Unterschied gemacht, nichts geschont, keine Zeile ungelesen gelassen. Ihr verwahrt Briefe der Eurigen, in denen wichtige Familienverhältnisse enthalten sind; sie sind von Euren Geschwistern, von Euren Eltern geschrieben; schon vor vielen Jahren; die sie geschrieben hatten, sind längst todt; es ist vollkommen unmöglich, daß die Briefe für irgend einen Dritten, geschweige für das Wohl oder die Sicherheit des Staats auch nur die geringste Bedeutung haben können. Ihr bemerkt das dem Beamten; ihr zeigt ihm die Unterschrift, das verjährte Datum; Ihr sagt ihm, daß nur Euch angehende Geheimnisse, Geheimnisse aber, die Euch heilig seien, sich darin finden. Aber mit desto größerer Aufmerksamkeit, mit desto mehr Eifer werden sie von dem Beamten durchgelesen.

Euer Sohn lebt zu seiner Ausbildung für seinen künftigen Beruf außer dem Hause, auf einer fremden

Schule, in einer Handelsstadt. Ihr bewahret seine Briefe an Euch, an seine Mutter und Geschwister auf. Der Beamte bemächtigt sich auch ihrer. Ihr bemerkt ihm, es seien nur Familienereignisse darin besprochen; was denn ein junger Mensch von sechszehn Jahren Verbrecherisches oder Gefährliches mit seinen Eltern und Geschwistern correspondiren könne? Sie werden nur mit desto größerer Sorgfalt durchstudirt.

Eure Tochter ist verheirathet. Sie steht in lebhafter Correspondenz mit ihrer Mutter, die — schönstes Verhältniß des häuslichen Familienlebens — ihre Freundin, ihre vertrauteste Freundin geblieben ist. Sie schüttet in ihren Briefen an die Mutter ihr Herz, ihre Seele aus, ihre großen Freuden, ihre kleinen Leiden, ihre Seligkeit der ersten Mutterfreude, ihre Sorgen, ihre Angst, alle ihre geheimen und heiligen Gedanken und Gefühle. Die Mutter hat die Briefe sorgfältig aufgehoben, wie ein theures, geheimes Heiligthum. Sie verwahrt sie besonders, sorgfältig verschlossen in ihrer Kommode, zwischen ihren kostbarsten Sachen. Die Kommode muß aufgeschlossen werden. Der Beamte sucht und wühlt darin umher. Er findet ein feines Kästchen, ein Kästchen wie für die kostbarsten Schmucksachen. Er fordert den Schlüssel zu dem Kästchen. Die Mutter wird verlegen, verwirrt. Der Beamte gewahrt

Verlegenheit und Verwirrung. Es verräth sich ihm darin das böse Gewissen. In dem Kästchen müssen Geheimnisse stecken. Hier wird er sicher einen wichtigen Fund machen. Er fordert den Schlüssel dringender. Die Mutter zögert.

Mein Herr, es sind nur Briefe meiner Tochter an mich in dem Kästchen.

Ich bedaure, ich muß den Inhalt sehen.

Die Mutter giebt, der Gewalt weichend, den Schlüssel heraus. Der Beamte öffnet das Kästchen. Er schüttet die Briefe auf den Tisch vor sich hin.

Die Mutter greift unwillkürlich nach ihrem Heiligthume, das man ihr rauben will.

Zurück, Madame, wenn Sie mich nicht zu unangenehmen Maßregeln zwingen wollen.

Aber, mein Herr, sehen Sie nur nach der Unterschrift. Die Briefe sind von meiner Tochter. Wie kann meine Tochter Hochverrätherin sein! Wie kann sie Hochverrätherisches an mich schreiben!

Madame, ich gehorche meiner Ordre; ich muß die Briefe durchsehen.

Die steigende Angst, der natürliche Zorn der Mutter, die, ohne sich wehren zu können, ihr Heiligstes, das Heiligthum ihres Kindes, fremden, unheiligen Händen überlassen muß, sind nur im Stande, den Verdacht

des Beamten und seine Hoffnung eines wichtigen Fundes zu steigern. Er nimmt Brief für Brief hervor, liest jeden einzeln und in jedem einzelnen jede Zeile mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, mit einem immer größer werdenden Eifer. Und nicht einmal er allein.

Sein Verdacht, seine Hoffnung, hat sich seinen beiden Begleitern mitgetheilt. Der Polizeidiener hat alles Andere liegen lassen und liest über die Schultern seines Vorgesetzten weg in den geheimnißvollen Briefen. Der Gendarm verläßt seinen Posten der Bewachung, schleicht an den Beamten heran und liest über dessen andere Schulter hinweg.

So lesen sie alle Drei. Ihre Aufmerksamkeit wird Lust; ihre Lust wird Begierde, Gier. Sie halten den Athem an; ihre Augen leuchten und wollen jeden Buchstaben verschlingen.

Die arme Mutter hat nur Thränen, Thränen des Zorns, der Schmach, das ohnmächtig dulden zu müssen. —

Es sind keine Papiere zum Lesen mehr da; keine Behältnisse, in denen noch etwas gefunden werden könnte. Die Haussuchung ist zu Ende.

Während derselben hat der Beamte mehrere Papiere bei Seite gelegt. Briefe von Freunden, Ge-

schäftsbriefe, Notizen von Euch und von Anderen, Zettelchen, auf denen einzelne Worte, oft nur ein einziger Name, geschrieben sind, an die Ihr längst nicht mehr gedacht habt, auf die Ihr vielleicht nie geachtet hattet. Der Beamte nimmt sie mit sich. Ihr fragt nach dem Grunde der Mitnahme, und ob und was denn Verbrecherisches darin enthalten sei. Der Beamte verweist Euch einfach darauf, daß er nur nach seiner Ordre handele. Der Mann hat darin Recht; denn er selbst, das untergeordnete Werkzeug der Polizei, in deren Namen er handelt, kennt die Thatsachen und die Beziehungen nicht, für welche und in Verbindung mit welchen man von einer Aeußerung, einem Worte einem Namen künftig das Gefundene gebrauchen und benutzen kann. Oft fehlt ihm dazu überhaupt die Einsicht und Gewandtheit der Combination.

Ihr wartet nun ab, was in Folge der Haussuchung und der Mitnahme jener Papiere weiter geschehen werde. Ihr denkt, etwas müsse doch erfolgen; entweder eine gerichtliche Untersuchung gegen Euch, oder aber, da Ihr Euch unschuldig wißt, und aller Leichtigkeit, aus den neuen Strafgesetzen politische Verbrechen zu construiren, ungeachtet, keine Möglichkeit einer begründeten Untersuchung einsehen könnt, die Rückgabe der Euch fortgenommenen Briefschaften, Eures

rechtmäßigen Eigenthums. Ihr wartet Wochen, Monate vergeblich. Ihr wendet Euch an die betreffende Polizeibehörde. Ihr bekommt keine Antwort. Ihr fordert zuletzt entschieden Euer Eigenthum zurück. Endlich erhaltet Ihr den Bescheid, daß die Polizei keine Verpflichtung habe, Euch die mitgenommenen Papiere zurückzugeben. Ihr klagt bei den Gerichten. Die Gerichte weisen Euch mit Eurer Klage zurück.

Auch ich, der Schreiber dieser Zeilen, habe einer Haussuchung mich unterwerfen müssen. Eins meiner Kinder lag krank. Der Arzt saß an ihrem Bette; auch in das Krankenzimmer trat die visitirende Polizei.

Als meine Frau die neugierigen Blicke der durchsuchenden Beamten sah, mit denen sie die Briefe der Kinder an die Mutter verschlangen, da — wir hatten bis dahin dem Verfahren mit Ruhe, nur mit einem mitleidigen Lächeln über die vergebliche Mühe der Beamten zugesehen — bei jenem Anblicke aber der Entweihung ihres und der Kinder Heiligthums, fiel sie in meine Arme, und auch ihre Augen leuchteten, aber voll edlen Zorns, und: Laßt uns unser Vaterland verlassen! rief sie. — Soll ich meine Gefühle noch schildern?

Es wurden mir manche Papiere fortgenommen. Eine Untersuchung wurde nicht gegen mich eingeleitet.

obwohl ich noch fast ein ganzes Jahr in meinem Vaterlande blieb. Aber auch meine Papiere — mit Ausnahme des Manuscriptes der Erzählung: die schwarze Mare — sind mir nicht zurückgegeben.

Es befanden sich darunter auch eine Menge Briefe von Max Waldau, literarischen und freundschaftlichen Inhalts, über seine und meine Familienverhältnisse, über seine Gattin, seinen neugebornen Knaben, seine Liebe, seine Wünsche, seine Hoffnungen; alle voll Herz, voll Geist, voll des edelsten Feuers für alles Schöne und Gute. Hätten sie ein Verbrechen enthalten können, so müßten hoher Geist, edles Herz und Begeisterung für das Edle und Erhabene, so müßten Liebe und Freundschaft Verbrechen sein. Man gab sie mir nicht zurück. Max Waldau ist seitdem gestorben. Man hat sie mir nicht zurückgegeben. —

Rußland hat andere Hausdurchsuchungen. Rußland hat seine Branka. —

Es war schon spät am Abend. Es war die Zeit, in der in den Städten nur noch wenige Menschen wach zu sein pflegen. In den Dörfern schläft schon früh Alles, was nicht durch Krankheit, Unglück, Jammer wach erhalten wird. Der Freude, die den Menschen über die Zeit wach erhalten könnte, giebt es wenig, wohl am wenigsten in einem russischen Leibeigenendorfe.

In dem Dorfe Szillkehmen in Russisch-Szamaiten, etwa zwei Meilen von der preußischen Grenze entfernt, waren in einem Hause an dem späten Abende noch zwei Menschen wach. Das Haus lag etwas seitab von der Dorfstraße. Die Dorfstraße führte holperig und krumm zwischen zwei sehr lückenhaften Reihen von Bauernhäusern hindurch, an einer Kirche vorbei nach einem Edelhofe hin. Das Dorf Szillkehmen hatte also ein nicht viel anderes Aussehen, als die gewöhnlichen Dörfer in Deutschland. Es hatte dieses Aussehen auch in seinen einzelnen Bestandtheilen. Die Bauernhäuser, meist Hütten, waren elend; die Kirche war klein und erbärmlich; der Edelhof mit seinen Wirthschaftsgebäuden war groß und weitläufig. In einigen Stücken sah es aber doch in dem russischen Dorfe anders aus, als in den ähnlichen deutschen Dörfern. Die Bauernhäuser waren nicht von Lehm oder gar Fachwerk aufgebaut; sie waren lediglich von Holz zusammengefügt, von Bretern, Planken, manchmal auch blos runden, aber in der Mitte durchgeschnittenen Baumstämmen, zwischen denen die Lücken mit Werg, Laub, Gras, Quecken und dergleichen aus- und zugestopft waren. Die kleine Kirche war gleichfalls von Holz, das nur sorgsamer geschnitten und sorgfältiger zusammengefügt, und mit grauen nnd braun

angestrichenen hölzernen Schindeln überdeckt war. Auch selbst der Edelhof endlich war nur von Holz aufgebaut, in seinen älteren Theilen auch sorgfältig und sorgsam wie die Kirche, und auch so mit grauen und braunen hölzernen Schindeln bedeckt, jedoch Alles verwittert und verfallen; in den neueren Bestandtheilen aber, sowohl den reparirten als den neu angebauten, grob und roh wie seine Bauernhäuser.

So sehen die meisten Dörfer in Szamaiten aus, in denen eine Kirche und ein Edelhof ist. Indeß ist nur in wenigen ein Edelhof, denn zu einem Edelhof gehören viele Dörfer; und in noch wenigeren ist eine Kirche, denn in Szamaiten herrscht zwar die griechische Kirche Rußlands, aber nicht die griechische Religion. Szamaiten ist katholisch.

Das Haus, in welchem die zwei Menschen noch wach waren, lag von den übrigen Wohnungen des Dorfes etwas entfernt. Es hatte auch ein anderes, nämlich ein besseres Aeußere als diese. Es war zwar wie diese nur von Holz erbaut, aber die Planken waren glatter und ebenmäßiger geschnitten und sorgsamer zusammengefügt; Fugen und Lücken, die auszufüllen gewesen wären, sah man nicht. Es war mit Stroh gedeckt, wie gleichfalls die anderen Häuser. Aber das Stroh war frisch, lag fest und sicher auf

dem Dache, und zeigte nirgends Defect oder Beschädigung.

Auch in dem Innern des Hauses war eine gewisse Wohlhabenheit zu bemerken. In dem Gemache, in welchem die beiden Personen sich befanden, gab es ein paar Tische, es gab darin mehrere hölzerne Stühle, einen Schrank, und ein reinlich überzogenes Bett. Durch die halb geöffnete Thür einer Nebenkammer sah man in dieser ein zweites, nicht minder reinliches Bette. Das war für ein szamaitisches Bauernhaus eine luxuriöse Einrichtung.

Die zwei Personen waren eine alte Frau und ein junger Mann. Beide waren szamaitisch gekleidet; aber ihre Kleidung war doch anders, als die der gewöhnlichen Szamaiten. Die Marginne der Frau war zwar braun, und das lange Wamms darüber grau, beides nach Art des Landes; aber beides war von feinerer Wolle und von einem kleidsameren Schnitt, als man es sonst in der Gegend fand. Anstatt des sonst flach um den Kopf gewundenen bunten, aber schmuzigen Frauentuches, trug sie eine Haube, die mit breiten, selbstgewirkten Leinwandspitzen besetzt war, und so, wie es die Sitte verlangte, das Haupthaar nach allen Seiten bedeckte und verbarg. Der junge Mann war einfach mit dem eng anschließenden, grauen szamaiti-

schen Wandrocke bekleidet, dessen Kragen aufrecht stand, der bis zu den Knieen herunterreichte und um den Leib mit einem Gürtel zusammengehalten wurde. Aber das Wand des Rockes glich beinahe einem fein gewebten Tuche, und der Gürtel — Dirszis — war breit, von Elennshaut und mit einer silbernen Schnalle versehen.

Die Tracht der Szamaiten, nämlich der Bewohner desjenigen Theils von Großlitthauen, welches Samogitien — von den Einwohnern selbst Szamaiten — genannt wird, unterscheidet sich nur wenig von der der Litthauer in der preußischen Provinz Litthauen, und die Kleidung der Männer hauptsächlich nur durch den aufrecht stehenden Kragen, die der Frauen durch das lange graue Wamms, das den Litthauerinnen der zuletzt genannten Provinz meist unbekannt ist. Bei Männern wie bei Frauen in Szamaiten ist Stoff und Farbe der Kleidung gröber, unschöner, schmuziger. —

Die alte Frau und der junge Mann saßen an einem Tische, auf welchem eine Thranlampe brannte. Vor dem jungen Manne lag ein Buch aufgeschlagen. Das Buch war eine Bibel in deutscher Sprache. Der junge Mann schien darin gelesen zu haben; wahrscheinlich hatte er der Frau vorgelesen.

Jetzt sprachen Beide mit einander. Sie unterhielten sich nicht in litthauischer Sprache, die auch

die Sprache der Szamaiten ist, sondern in deutscher. Der Gegenstand ihres Gesprächs schien ein sehr ernster, wohl gar trauriger zu sein; ihre bekümmerten Mienen zeigten es.

Mein Segen würde dich begleiten, mein Sohn, sagte die Mutter zu dem Sohne. Ich würde ihn dir mit blutendem Herzen geben; aber muß mir das Herz nicht beinahe zerreißen, weil ich ihn dir nicht auf deinen Weg mitgeben kann?

Nein, Mutter, erwiederte der Sohn; ich würde ihn dennoch nicht annehmen; ich würde es nicht können. Mich von dir trennen, dich hier allein lassen — nicht einmal hier —.

Und also, fiel die alte Frau etwas hastig, beinahe scharf ein, lieber auf meinen Tod warten?

Der junge Mann wurde schmerzlicher bewegt.

Mutter! rief er verletzt.

Die Mutter nahm ihre Worte nicht zurück.

Sei ehrlich und offen, Gustav, sagte sie. Wenn ich heute nicht mehr lebte, was würdest du thun?

Der Sohn schwieg.

Nun, Gustav? Würdest du bleiben? Würdest du diese Zustände, deine Lage ferner ertragen? Du schweigst noch immer? Antworte mir. Würdest du?

Nein, Mutter, antwortete der Sohn mit leiser Stimme, aber mit bestimmtem, festem Tone.

Du bleibest also nur, weil ich lebe. Heißt dies nicht mit andern Worten: du wartest auf meinen Tod?

Mutter, du bist heute so hart gegen mich.

Hart, Gustav? Und das Herz will mir zerspringen vor Liebe zu dir? Doch du hast nicht ganz Unrecht. Mein Aeußeres ist hier hart geworden. Wie war es anders möglich? Hier muß Alles verderben und zu Grunde gehen. Und darum auch mußt du fort, du mußt mich verlassen.

Nie wieder!

Du wirst hier unglücklich, mein Kind.

Ohne mich wirst du es.

Meinst du denn, zu sehen, wie du um meinetwillen zu Grunde gehst, wie du — ich muß es noch einmal sagen — auf meinen Tod warten mußt, wie du vielleicht vergeblich auf ihn warten mußt, und unterdeß dich aufzehrst, meinst du, das müsse mich nicht noch weit unglücklicher machen, als selbst die Bergwerksarbeit in Sibirien?

Der junge Mann sann einen Augenblick nach; dann sagte er rasch:

Noch einmal, Mutter, begleite mich. Laß uns zusammen gehen. Ich bitte dich darum.

Nein, erwiederte die Frau entschlossen.

Ich führe dich sicher.

Nein, Gustav. Der geringste Unfall wäre mein Tod. Ich habe nicht mehr die Kraft, eine solche Todesangst noch einmal zu ertragen. Ich habe es früher gekonnt. Alter, Leiden und Mißhandlung haben meine Kräfte erschöpft. Ich kann jetzt nur noch in ruhiger Ergebung ausharren.

Der junge Mann sah die Mutter bittender an.

Ich will aufrichtig sein, Mutter, ich will mein Inneres, mein Leiden und meine Wünsche offen vor dir aussprechen. Ja, ich sehne mich fort von hier. Ich muß heraus aus diesem Zustande der elendesten Sclaverei und der ewigen Furcht vor noch größerem Elende. Ich gehe hier zu Grunde, und draußen, jenseits dieses furchtbaren Schlagbaumes der Grenze, blühet mir ein so schönes, frisches, freies Leben. Aber dennoch, Mutter, ohne dich kann ich nicht gehen. Wie könnte ich eine Freude, ein Glück haben, wenn ich ununterbrochen mir sagen müßte: du hast es dir erkauft durch das gräßlichste Elend einer alten, kranken Mutter, die dich so herzlich, so unendlich liebte, und die du in ihrem Unglücke allein gelassen und dadurch doppeltem Unglücke überliefert hast! Mutter, ich kann nicht gehen ohne dich. Darum noch einmal die Bitte, laß uns

zusammen gehen. Entweder zusammen glücklich werden, oder zusammen verderben; ein weiteres bleibt uns nicht. Laß uns wenigstens versuchen, das Glück zu erreichen, dem Verderben zu entgehen. Fasse du den Muth dazu. Dem Muthigen steht das Glück bei.

Die Mutter hatte den Sohn mit Ruhe angehört. Mit Ruhe antwortete sie ihm:

Du scheinst meine und deine Vergangenheit vergessen zu haben, mein Kind. Deshalb schlägst du meine Kraft zu hoch an, kannst du meine Muthlosigkeit nicht begreifen. Laß mich dir in das Gedächtniß zurückrufen, wie viel ich gelitten habe. In dem schönen Thüringen, meinem lieben Vaterlande, lernte ich als junges Mädchen deinen Vater kennen. Er kam als Gärtnergehülfe zu meinem Vater, der dort fürstlicher Hofgärtner war. Er war brav, gebildet; wir liebten uns. Er bekam eine Anstellung in dem fürstlichen Garten. Er hatte dadurch sein Brod. Meine Eltern gaben ihre Einwilligung zu unserer Verbindung. Wir wurden verbunden. Der Fürst versprach, daß mein Mann bei dem Tode oder der Pensionirung meines Vaters dessen Nachfolger werden solle. Ich gebar dich. Nichts schien an unserem Glücke und dessen Befestigung für die Dauer zu fehlen. Zwar hätten die Heimathsverhältnisse deines Vaters, die er offen meinen Eltern und

mir mitgetheilt hatte, uns beunruhigen können. Er war Deutscher der Abstammung nach; indeß schon sein Urgroßvater war aus Deutschland nach Szamaiten ausgewandert; der damalige Graf Szillgowski hatte ihn, einen tüchtigen Kunstgärtner, zu sich auf seine weitläufigen Güter kommen lassen. Aus dem ursprünglichen freien Vertragsverhältnisse hatte sich unter den beiderseitigen Nachkommen in dem Lande, in welchem nur Gewalt und Barbarei herrscht, später ein anderes Verhältniß gebildet. Schon dein Großvater war von seinem Herrn nur als dessen Leibeigener angesehen und behandelt worden. Dein Vater konnte fürchten, als Leibeigener von dem Grafen zurückgefordert zu werden. Diese Mittheilungen hätten uns, wie gesagt, wohl beunruhigen können. Allein einerseits waren uns die russischen Zustände nicht hinlänglich bekannt, oder wir beachteten sie nicht genug; andererseits verließen wir uns auf den Schutz unseres Fürsten. Wir lebten glücklich und sorglos. Leider nur kurze Zeit. Dein Großvater hier war gestorben. Dein Vater wurde von dem Grafen zurückgefordert. Er blieb. Der Graf nahm die Hülfe der russischen Regierung in Anspruch. Er erhielt sie. Vergebens suchte unser braver Fürst zu widerstehen. Auf diplomatischem Wege wurde er zur Auslieferung des Leibeigenen gezwungen. Ich folgte deinem Vater.

freiwillig; aber konnte ich mich von ihm trennen? Ich wurde mit ihm russische Leibeigene. Ich lebte nun unter diesen rohen, ungebildeten Menschen. Als Kind hatte ich im Schloßgarten meiner Heimath mit den Prinzessinnen gespielt, als erwachsenes Mädchen war ich noch fast ihre tägliche Begleiterin gewesen, wenn sie durch den Park, zwischen den Blumen umherstreiften. Die Frau sollte hier zur Greisin werden, frühzeitig, durch Rohheit und Barbarei so mancher Art. Freilich, so lange dein Vater lebte, war unser Loos erträglich. Seine Geschicklichkeit in der Kunstgärtnerei machte ihn dem alten Grafen unentbehrlich. Aber er starb früh, und auch der alte Graf starb, und sein Sohn war schlimmer als er. Ich war dem eben so rohen als habgierigen, für seine unsinnige Verschwendungssucht habgierigen Menschen nichts. Ich wurde in diese Bauernhütte geworfen. Mit Noth rettete ich einiges Vermögen. Ihm gehörte ja Alles; ich war nur seine Leibeigene, oder wie man die Leibeigenen hier nennt, seine Scharwerkerin. Ich bat ihn um die Erlaubniß, in meine Heimath zurückkehren zu dürfen. Sie wurde mir verweigert. Hauptsächlich um deinetwillen, mein armer Gustav. Du solltest Leibeigener bleiben, um künftig hier dieselben Dienste zu leisten, die deine Voreltern hier geleistet hatten. Ich

suchte mit dir zu entfliehen. Ich wurde eingefangen und ein halbes Jahr an den Klotz gelegt. Als du vierzehn Jahre alt warst, nahm man dich von mir. Der Graf wollte dich für deinen Beruf ausbilden lassen. Du wurdest nach Deutschland geschickt. Mit achtzehn Jahren solltest du zurückkehren in die ewige Leibeigenschaft, in der dein Vater gestorben war. Noch einmal machte ich den Versuch der Flucht, um mit dir gemeinschaftlich, da wir in Deutschland nicht sicher waren, wenn nöthig, nach Amerika zu gehen. Ich wurde ergriffen, und ein Jahr lang an den Klotz gelegt. Als das Jahr zu Ende war und ich meiner Haft entlassen wurde, war mein Erstes, an dich zu schreiben, und dich zu beschwören, nicht hierher zurückzukehren, sondern nach England oder Amerika zu flüchten. Der Brief wurde aufgefangen, und ich wurde, wenn ich noch einmal den Versuch machen würde, zu fliehen oder an dich zu schreiben, mit Sibirien bedroht. Du wurdest achtzehn Jahre alt. An dich wurde geschrieben, wenn du nicht binnen zwei Monaten zurückkehrtest, so würde man mich nach Sibirien schicken. Du kehrtest zurück, aus Liebe für deine arme Mutter. Man drohete auch für deinen ersten Fluchtversuch dir und mir Sibirien an. Du hast vier Jahre in diesem Elende, in dieser Sclaverei mit mir

ausgehalten. Du kannst, du darfst es nicht länger. Du gehst darin zu Grunde.

Der junge Mann war aufgestanden. Er ging mit starken, heftigen Schritten in der Stube umher.

Die Mutter rief ihn zu sich.

Gustav, höre mich an, ruhig, ohne Leidenschaft.

Der Sohn trat zu der Mutter.

Diese fuhr fort:

Du mußt weg von hier. Du bist Meister in deiner Kunst. Dir blühet Glück, vielleicht ein mehr als gewöhnliches Glück im Auslande. Darfst du, bei der Macht Rußlands, in Deutschland dich nicht für sicher halten, in Amerika, auch in England, wo man deine Kunst nicht minder schätzt, wirst du einen desto sicherern Aufenthalt finden. Gehe, verlaß mich.

Nie, nie, Mutter, rief der Sohn, wie er schon einmal gerufen hatte. Soll ich dich den Henkern in Sibirien, dem qualvollsten Tode überliefern? Ich? Der eigene Sohn die Mutter? Um glücklich, um wohl zu leben?

Das ist ein jammervoller Zustand, mein Kind, sagte die trostlos weinende Mutter.

Der Sohn ging wieder schweigend, aber desto heftiger in der Stube umher.

Die Frau raffte wieder ihre Kraft zusammen.

Und dennoch, Gustav, mußt du fort. Höre mich noch einmal ruhig an. Der Graf hat uns vom Augenblicke deiner Rückkehr an nicht getraut. Er hat in seiner listigen Weise seine Maßregeln getroffen. Der kleine Russe, den er als Knaben vor beinahe vier Jahren aus Petersburg mitbrachte, war dort schon Gärtnerbursche gewesen. Du mußtest ihn weiter ausbilden. Er verrieth ein seltenes Geschick für deine und seine Kunst. Er steht dir beinahe gleich. Du bist also dem Grafen entbehrlich, und er kann seinem Hasse gegen dich jetzt freien Lauf lassen.

Seinem Hasse? fragte der junge Mann.

Seinem Hasse. Bei seinem Charakter haßt er dich doppelt, weil du ihm einmal unentbehrlich warst, und weil er noch immer deine Flucht befürchten muß. Darum, nicht ohne Absicht, hat er diesen gelehrigen und gewandten Russen zu deinem Gehülfen gemacht, so daß er jeden Augenblick deine Stelle völlig ersetzen kann. Daher auch dieses drückende Vorgefühl eines Unglücks, das seit einiger Zeit so schwer auf meinem Herzen lastet.

Welches Unglück könntest du meinen, Mutter?

Die Branka! sagte die alte Frau mit dem Ausdrucke des Entsetzens.

Auch der Sohn schien erschrocken zusammen zu fahren.

Die Branka! rief er.

Aber rasch setzte er hinzu:

Unmöglich!

Was ist in diesem Lande der Gewalt unmöglich mein Kind?

Du willst meinen Entschluß bestimmen; du glaubst selbst nicht daran.

Ich fürchte jenes Ungeheuer nur zu sehr. Und ich habe nur zu sehr Grund dazu.

Ich habe mich bei dem Grafen freigekauft. Ich verwahre den Freibrief; er hat beinahe den Rest unseres ersparten Geldes gekostet.

Eben darum, Gustav. Der Graf haßt dich; er kann dich entbehren; du bist ihm nur noch beschwerlich; Geld kann er nicht mehr von uns erpressen.

Unmöglich, unmöglich, Mutter. So schlecht kann er nicht sein.

Du bist jung. Du glaubst noch nicht an die volle Schlechtigkeit der Menschen. Dieser Mensch ist sehr schlecht.

Deshalb, fuhr die Frau bittend fort, deshalb noch einmal, mein theures Kind, fliehe, fliehe recht bald, damit wir Beide diesem Elende, dem entsetzlichsten, entgehen.

Der Sohn war wieder ruhiger geworden.

Mutter, sagte er, was du sprachst, ist nur um so mehr ein Grund für mich, auf meine Bitte zurückzukommen: Laß uns zusammen fliehen. Ueberlege es. Wir haben noch Zeit dazu. Die Branka dürfen wir in den nächsten Monaten nicht erwarten.

Seiner Ruhe gegenüber schien die Mutter nur um so unruhiger geworden zu sein.

Mir liegt es auf dem Herzen, erwiederte sie, als wenn wir schon recht bald ein großes Unglück zu befürchten hätten.

Wir sind im Anfang Mai, Mutter, und die Branka ist immer in den Monaten September oder October, manchmal gar erst im November.

Sie war auch schon zu anderen Zeiten, und die neueren Kriege haben sehr viele Menschenleben gefordert.

Aber wir haben kein einziges Anzeichen —.

Hatten wir sie früher? Darf man sie haben, wenn nicht eben Alles in die undurchdringlichen Wälder oder über die preußische Grenze fliehen soll? Und dennoch. Die Frau des Amtmanns ließ heute, als ich oben war, geheimnißvolle Worte fallen.

Sie macht sich gern wichtig.

Der Graf habe heute einen Brief erhalten, und sei darauf plötzlich nach Tilsit gefahren. Er hatte von

der Grenze gesprochen. Wenn er nun wegen der Branka die preußischen Beamten zu strenger Bewachung der Grenze hat auffordern wollen?

Mutter, wenn man etwas fürchtet, so bringt man Alles, die gleichgültigsten Umstände, mit der Furcht in Beziehung, ohne Grund, nur um sich selbst zu quälen.

Aber auch der schweigsame Kludzweit (Polizeibeamte) hat verdächtige Worte fallen lassen.

Welcher Art der?

Kosaken seien im Anzuge.

Es sind ihrer genug an der Grenze.

Sie sollen aus dem Innern kommen.

Woher weiß er das?

Sie vermeiden die offenen Straßen.

Sie marschiren selten auf diesen.

Horch, Gustav! rief die Frau plötzlich.

Sie war von ihrem Sitze aufgefahren.

Was hast du, Mutter?

Ich höre Jemanden um das Haus schleichen.

Deine Angst, Mutter, lächelte der Sohn. Ich höre nur den strömenden Regen.

Ich höre Tritte.

Auch der Sohn horchte.

Man hörte in der That Schritte in der Nähe des

Hauses. Es schien Jemand leise und behutsam aufzutreten.

Der junge Mann öffnete rasch das Fenster.

Wer ist da? rief er in litthauischer Sprache hinaus.

Bist du noch wach, Pons? erwiederte draußen eine Stimme, gleichfalls litthauisch.

Wie du siehst.

Pons, laß mich zu dir in das Haus.

Was willst du?

Ich habe dir eine große Sache mitzutheilen.

Der junge Mann verschloß das Fenster, verließ die Stube, und kam nach kurzer Zeit mit einem jungen Szamaiten zurück, der vom Regen triefte.

Der Szamaite hatte ein ängstliches Gesicht.

Was hast du mir zu sagen? fragte ihn der Gärtner.

Pons Walteris — auch der deutsche Name Walter hatte in Szamaiten die litthauische Veränderung sich müssen gefallen lassen — Pons Walteris, antwortete der Szamaite geheimnißvoll, halb ängstlich, trotzdem in seiner Weise auf Umwegen vorangehend, wir sind jetzt im Monat Mai!

So ist es, Laurenzis Bolis.

Und bis zum Monat October haben wir noch beinahe fünf Monate?

Du rechnest richtig.

Bis zum November also fast noch sechs?

Auch das wird richtig sein.

Aber in den großen Kriegen ist viel Blut geflossen.

Leider.

Auch szamaitisches.

Was willst du mit dem Allem, Laurenzis Bolis?

Antworte mir, Pons Walteris. Auch szamaitisches?

Auch szamaitisches.

Und der Kaiser ist groß.

Er ist groß.

Aber er hat Soldaten nöthig, viele Soldaten.

Meine Ahnung! rief die alte Frau.

Sie war in großer Spannung den Umwegen des Szamaiten gefolgt. Sie hatte ihn nicht zu unterbrechen gewagt, um ihn nicht noch weiter von seinem Ziele zu entfernen.

Viele Soldaten? wiederholte in fragendem Tone der Szamaite.

Viele, antwortete geduldig der Deutsche.

Ich war heute in Weinotti.

Du warest da?

Ich ging, weil es regnete, viel durch die Wälder.

Es regnete.

Ich sah unter den Bäumen die kleinen Pferde der Kosaken.

Du sahest sie?

Sie waren behende und leichtfüßig, und ihre Hufe waren verschwiegen.

Und was schließest du daraus, Laurenzis Bolis?

Pons, es ist nach gewöhnlicher Rechnung noch um vier oder fünf Monate zu früh für die Branka.

Nun?

Aber der Krieg hat viele Soldaten aus ihren Reihen genommen und in die Schwarze (schwarze Erde: das Grab) geworfen.

Er hat.

Und dann, der Kaiser ist klug, und seine Räthe sind klug, und die Edelleute sind klug, auch unser Herr Graf ist klug.

Er ist.

In früheren Zeiten war die Branka nicht alle Jahre, und die Leute wußten das Jahr nicht, in welchem sie war. Man konnte sie deshalb noch immer im Monat October halten. In den letzteren Jahren war sie jedes Jahr; der Männer viele fliehen daher, wenn der October kommt. Kann nicht auch die Branka früher kommen?

Es ist möglich.

Nun bin ich zu dir gekommen, weil es gut ist, sich mit verständigen und guten Männern zu berathen.

Du glaubst also, daß die Branka bald kommen kann?

Sie kann noch heute Nacht kommen.

Und was wäre deine Meinung?

Du bist der Weisere. Und auch dich kann sie fassen. Du bist nicht der Freund des Grafen und er liebt dein Geld. Sprich du deine Meinung aus.

Vor allen Dingen, Laurenzis Bolis, müssen wir über einen Umstand völlig sicher sein, wann nämlich die Branka sein wird.

Ich denke, heute Nacht, Pons Walteris.

Und warum denkst du das?

Weil schon heute die Kosaken still heran zogen, und man bis morgen Nacht nicht aufschieben kann, ohne zu verrathen.

Aber morgen ist Sonntag.

Was willst du damit sagen?

Man hat in früheren Jahren häufig die Branka an den Sonntagen während der Messe gehalten. Man besetzte zu gleicher Zeit die Kirchen und die Häuser, und fing so die Leute, die während des Gottesdienstes sich am sichersten glaubten.

Aber in den letzteren Jahren hat man es nicht

mehr gethan. Die Leute sagen, der Kaiser wolle keine solche Störung des Gottesdienstes.

Glaubst du daran?

Nicht ich, noch die Anderen. Die jungen Männer gehen deshalb Sonntags nicht mehr zur Kirche, wenn sie sich nicht ganz sicher wissen. Das weiß auch der Graf. Morgen würde Keiner in der Messe sein.

Und darum glaubst du an heute Nacht?

Ich glaube.

Und du glaubst recht, mischte sich hastig die alte Frau in das Gespräch. Ich höre ein Laufen und Rennen hinten in der Dorfstraße, und wenn mein Ohr mich nicht täuscht, schon das Rufen von Männern und das Wehklagen von Weibern und Kindern.

Die Frau war an das Fenster getreten; sie war blaß geworden; ihre Hände und ihre Stimme zitterten.

Ihr Sohn und der Szamaite horchten mit ihr. Auch sie erblaßten. Auch in ihren Gesichtern drückte sich Aengstlichkeit aus. In dem des Szamaiten zugleich Schrecken und Furcht vor einer großen Gefahr. Der Deutsche war gefaßter.

Die Frau hatte Recht gehabt. Aus der Ferne herüber hörte man verwirrtes, tumultuarisches Geräusch. Einzelnes unterschied man. Die Phantasie setzte unwillkürlich Anderes der Verwirrung und dem

Tumulte hinzu. Man vernahm laut rufende Männerstimmen, Pferdestampfen, Klirren von Waffen, Geschrei von Weibern, Kreischen von Kindern.

Das Alles war grausig anzuhören, in der Verwirrung, in dem Dunkel der Nacht, in der Eintönigkeit des noch immer vom Himmel gießenden Regens.

Auf einmal wurden Tritte in größerer Nähe vernehmbar. Sie kamen auf das einsam gelegene Haus zu.

Die Mutter sprach zu ihrem Sohn:

Fort, Gustav. Sie suchen dich. Fliehe.

Sie wollte ihn fortdrängen.

Gemach, Frau, sagte der Szamaite. Das sind keine Kosaken und keine Rekrutenfänger. Das sind Schritte von Szamaiten. Sie kommen hierher, um Rath zu holen, gleich mir. Verschließt ihnen nicht Euer Haus.

Auch der Mann hatte Recht gehabt. Mehrere Szamaiten stürzten in die Stube, athemlos, leichenblaß.

Die Branka im Dorfe, und in allen Dörfern Szamaitens, riefen sie.

Was beginnen?

Was beginnen, Pons Walteris?

Gustav Walter schien plötzlich einen raschen und kühnen Entschluß gefaßt zu haben. Er trat, seine

zwar feine, aber doch kräftige Gestalt aufrichtend, mit leuchtenden Augen unter die Szamaiten.

Ihr Männer, sagte er, wißt Ihr gewiß, daß das die Branka ist?

Hörst du nicht den Sturm, mit dem sie durch das Dorf fährt, das Heulen der Armen?

Nun wohlan, ihr Männer, fuhr der junge Mann mit erhobener Stimme fort. Ihr wollt meine Meinung erfahren. Vernehmet sie. Die Branka reißt Euch fort aus Eurem Dorfe, aus Eurem Heimathlande, aus Eurer Familie, von Euren Eltern, Euren Weibern, Euren Kindern. Sie reißt Euch fort von ihnen für Euer Lebenlang; für sieben und zwanzig Jahre, heißt es im Gesetze. Sieben und zwanzig Jahre! Ist ein Einziger, den die Branka fortriß, jemals zu den Seinigen zurückgekehrt? Hat nur Einer von ihnen sein Weib, seine Kinder, die Aecker und Wiesen seiner Heimath wieder gesehen? Was das Ungeheuer, die Branka, mit sich fortschleppt, das verschlingt sie. Und sie schleppt ihre Opfer fort auf viele Tausende von Wersten, unter wilde Völker, deren Namen man nicht kennt, in die vergifteten Speere und Pfeile von Barbaren, in die Höhlen der Bären und Wölfe, in ewiges Eis und in eine ewige Nacht. Und, ihr szamaitischen Männer, wer ist es, der Euch

so fortschleppt und verschlingt? Sehet diese Branka, dieses Ungeheuer Euch einmal näher an, mit offenem, furchtlosem Auge. Wer will Euch hier in Eurem friedlichen Dorfe fangen, Euch von Euren Fluren, von den Herzen der Eurigen fortschleppen? Ein oder zwei Dutzend elender, verhungerter Kosaken, ein paar Kludzweite, und ein paar Diener des Grafen. Und vor einer solchen Handvoll erbärmlicher Menschen fürchtet Ihr Euch? Von solchen elenden Lumpen wolltet Ihr Euch gutwillig einfangen, binden und fortschleppen lassen? Ihr, an hundert kräftige, muthige Männer, die Ihr Beile und Aexte, Sicheln und Sensen habt? Sammelt Euch, ihr Männer von Szillkehmen, nehmet Eure Waffen, die ich nannte, und jagt sie vor Euch her, jene elenden Kosaken und Kludzweite. Und habt Ihr sie aus Eurem Dorfe fortgejagt, so sammelt Euch zu den Männern des Nachbardorfes, und so ziehet von Dorf zu Dorf, und treibt überall Eure feigen Tyrannen vor Euch her, und befreit von ihnen Euch und Euer theures Szamaiten, das einst keinen russischen Oberherrn, keine Kosaken und keine Branka kannte.

Der junge Mann hatte mit steigendem Feuer gesprochen. Seine Gestalt war stolzer geworden. Seine großen blauen Augen hatten mehr und mehr Zorn und Muth geblitzt.

Er war ein Deutscher. Es war der Stolz, der Zorn, der Muth des deutschen Blutes in ihm, das zu gut und dessen sich zu sehr bewußt ist, um sich in die Banden russischer Sclaverei schlagen zu lassen.

Seine Mutter hatte sich neben ihn gestellt. Auch sie hatte sich stolz erhoben; auch ihre Augen leuchteten, entzückt dem Sohne, auffordernd den Szamaiten entgegen. Auch in ihren Adern rollte deutsches Blut.

Aber die Szamaiten standen wie Menschen, die eine ihnen unbekannte und unverständliche Sprache gehört, und darin nur einen Donner und zuckende Blitze wahrgenommen haben, die ihre schwachen und feigen Gemüther mit Angst und Grausen erfüllen. Jahrhundertelang als Sclaven mit Füßen getreten, konnten sie über den Gedanken der Sclaverei sich nicht mehr erheben.

Der junge Deutsche sah ihre verdummten, erschrockenen, bestürzten Gesichter. Er machte einen anderen, unmittelbareren Versuch, auf sie einzuwirken. Er sprang an den Schrank. Er riß einen Säbel und zwei Pistolen daraus hervor. Er hob die Waffen hoch in die Höhe.

Holt Euch Waffen! rief er. Eure Aexte, Eure Sensen! Und dann mir nach, gegen Eure Dränger,

Eure Tyrannen, die Euch in ewige schmachvolle Sclaverei fortschleppen wollen.

Die Szamaiten sahen ihn, sahen sich unter einander bestürzter an.

Wir sollen sie angreifen, Pons?

Angreifen und verjagen! Euch befreien!

Aber es sind Kosaken!

Und Ihr seid kräftige szamaitische Männer!

Ein neuer Haufe Szamaiten stürzte in das Haus, in die Stube, aber Alle mit denselben ängstlichen, schreckensvollen Gesichtern.

Die Branka! Sie suchen auch dich, Pons Walteris. Fliehen wir. Führe uns zum Fliehen.

Der junge Deutsche schöpfte von neuem Muth.

Ihnen entgegen, rief er. Keine Flucht. Holt Euch Waffen, um Euch von diesen elenden, verhungerten und zerlumpten Kosaken zu befreien.

Auch die Gesichter der neu Angekommenen wurden blasser, erschrockener.

Herr, bist du wahnsinnig? Die Kosaken angreifen? Sie haben Pferde, Pistolen, Lanzen, Säbel!

Und Ihr habt Aexte, Sensen und Fäuste!

Kein Kampf, Herr! Wir wären verloren!

Was wollt Ihr denn hier? Was verlangt Ihr von mir?

Du sollst uns zur Flucht führen, Herr.

Fliehet allein, rief der junge Mann zornig.

Du sollst uns führen, Herr. Wir wollen dir folgen. Du bist ein Deutscher! Du weißt besseren Rath, als der arme szamaitische Mann!

Der junge Deutsche lachte mit bitterem Hohn.

Jetzt weiß der Deutsche besseren Rath, er, auf den Ihr sonst mit so tiefer Verachtung herabblickt!

Nicht wir Szamaiten, Herr. Nur der Litthauer drüben über der Grenze verachtet den Deutschen.

Die Szamaiten umringten ihn. Sie küßten seine Hände, seine Schultern, den Saum seines Rockes.

Pons, lieber, guter. Sei barmherzig, führe uns zur Flucht. Allein wissen wir nicht, wohin.

Zorn und Verachtung wuchsen in dem jungen Manne. Er warf die Sclaven, die nur Sclaven sein wollten, von sich.

Zur Flucht soll ich Euch führen! Zur gemeinsamen Flucht! Ihr seid zu feige, einzeln zu fliehen, wie eine Heerde Schaafe, die der Wolf oder nur der selbst gehorchende, feige Hund vor sich herjagt! Eines Führers gar bedürft Ihr dazu? Und dazu klammert Ihr Euch an den Deutschen an, den Ihr verachtet, über den Ihr Euch sonst so stolz erhebt! Der Deutsche soll Euch zur Flucht führen! O schreckliche Ironie!

Auf einmal schien ein anderer Gedanke ihn zu beleben.

Er wandte sich an seine Mutter.

Mutter? rief er mit einem fragenden Blicke.

Die Frau verstand die Frage des Wortes, des Blickes.

Sie ergriff muthig und entschlossen die Hand des Sohnes.

Ich werde mit dir frei, Gustav, oder ich sterbe mit dir.

Dann in Gottes Namen!

Er wandte sich wieder an die Szamaiten.

Ich führe Euch. Folgt mir! Fort in den Gutswald. Er ist der nächste Zufluchtsort. An die Spitze, wer die Wege am besten kennt.

Die Szamaiten jubelten über den plötzlichen Entschluß.

Tausend Dank dir, Pons! Gesegnet seist du und deine Mutter. Du erhältst uns unseren Eltern, unseren Kinderchen!

Sie waren selbst wie Kinder. Wer will auf sie, wie sie einmal waren, den Stein werfen? Ein Volk ohne Bildung, das selbst und dessen Eltern und Voreltern nur die Sclaverei, und nichts als die Sclaverei kennen gelernt haben, wie kann es sich zu Muth und

Freiheit erheben? Zu dem Muthe, der ihm gebrochen ist, zu der Freiheit, die es nicht kennt?

Wie Kinder waren sie furchtsam und kurzsichtig. Nur der augenblicklichen, der unmittelbar drohenden Gefahr zu entrinnen, das war ihr Bedürfniß, ihr Gedanke. Den Wald zu gewinnen, der sie vor der augenblicklichen Verfolgung schützte, nur das war ihr Ziel. Was weiter werden sollte, daran dachten, darum bekümmerten sie sich nicht. Die am weitesten hinaus sahen, dachten an die preußische Grenze, und an die Mittel, sie zu erreichen; aber es waren meist nur solche, die in nächster Nähe der Grenze wohnten. Einzelne Andere waren besorgt, wie sie vierzehn Tage oder drei Wochen lang, bis die Kosaken wieder abgezogen und die eingefangenen Rekruten abgeführt seien, bis sie selbst also für die diesjährige Branka gesichert sein würden, wie sie auf so lange in dem unbewohnten, unwirthlichen Walde vor dem Hungertode sich schützen sollten.

Sie verließen das Haus. Ein junger Szamaite, mit klugen Augen, der Wege kundig, stellte sich an die Spitze. Ihm folgte Gustav Walter, seine Mutter führend. Der Trupp der Anderen schloß sich ihnen an.

Sie verließen das Haus schweigend und geräuschlos. Sie verließen es ungehindert.

In der Dorfstraße tosete an allen Enden die Branka. Es schien, als wenn alle Häuser gleichzeitig in der Tiefe der Nacht, unter dem Schutze der Finsterniß und des Regens, überfallen seien, so daß nur wenige Männer hatten entfliehen können. Das seitab gelegene Haus des Deutschen hatte man noch nicht besetzt. An ein Entfliehen des Deutschen hatte man wohl nicht gedacht, auch wohl nicht denken können.

Die Regierung bestimmt nur in den unmittelbar der Krone gehörigen Bezirken die Individuen, die als Rekruten genommen werden sollen. Für die Güter der Edelleute bekümmert sie sich nicht darum. Hier wird dem Edelmann nur das Contingent Rekruten angegeben, das er zu stellen hat, und es wird ihm die erforderliche militärische Mannschaft zu der Aushebung, das heißt zur Verfolgung und Einfangung der erforderlichen Anzahl zur Disposition gestellt. Die Auswahl und Bezeichnung der Individuen ist lediglich seine Sache.

Sie ist in mancher Beziehung eine sehr einträgliche Sache für ihn. Er befreit sich dadurch von den faulen und liederlichen Burschen auf seinen Gütern; sie verfallen der Branka. Die Börse der Wohlhabenden dagegen ist stets für ihn offen. Wer noch einen Rubel im Vermögen hat, trägt ihn zum Edelmann, um sich oder den Sohn von der Branka loszukaufen.

Und dies immer nur für ein Jahr. Das nächste Jahr muß er von neuem die Befreiung erkaufen, so lange er Geld hat oder zum Dienste noch tauglich ist.

Gustav Walter hatte sich bei dem Grafen freigekauft; er war der erste Gärtner auf den Gütern des Grafen. Er mußte sich für sicher halten; er konnte an eine Flucht nicht denken; man kam, um ihn zu fangen, noch immer früh genug.

Die Dunkelheit der Nacht, das Geräusch des Regens beschützte die Fliehenden. Auf dem geraden Wege zum Walde wagten sie nicht zu gehen. Sie konnten ihn für besetzt halten. Sie eilten eine große Strecke weit parallel neben der Dorfstraße, um am unteren Ende derselben sich seitwärts in den Wald zu schlagen.

Noch lange Zeit hörten sie so, manchmal in nächster Nähe, das Geschrei und Wehklagen der Weiber, der Mütter, der Gattinnen, der Schwestern, der Kinder, denen Allen ein theurer Angehöriger, ein Beschützer den Kleinen, die Stütze dem Alter entrissen, für immer, um ihn nie wiederzusehen, entrissen wurde. Sie hörten das ohnmächtige Jammern der Fortgerissenen selbst; dazwischen das Schimpfen, Fluchen, Toben, Stoßen und Schlagen der Kosaken und Polizeibeamten. Das Alles war herzzerreißend und grausenerregend.

Es trieb die Fliehenden zu größerer Eile. Ihre Füße flogen über die Haide, die sie zu überschreiten hatten, um zu dem Walde zu gelangen. Die alte Frau wurde von ihrem Sohne und einem Szamaiten mehr getragen als geführt. Aber sie bedurfte kaum fremder Hülfe. Mit dem neuen, frischen Muthe, den sie gewonnen, hatte sie neue, frische Kraft erhalten. Was sonst ihre Kräfte gelähmt haben würde, stählte diese jetzt.

Sie floh. Aber war diese Flucht für sie, die alte, schwache, seit so langen Jahren von Leiden aller Art, und am meisten von dem Gedanken, zu ewiger Unfreiheit verdammt zu sein, niedergedrückte Frau nicht ein schwerer, harter, muthiger Kampf? Sie kämpfte ihn für ihre, für des einzigen Sohnes Freiheit.

Die Arme!

Sie hatten beinahe die Haide zurückgelegt. Der Wald lag dicht vor ihnen. Sein Saum zeichnete sich schon am Horizont ab, trotz der dichten Finsterniß der Nacht, die durch den dichten Regen vermehrt wurde. Noch wenige Schritte, und sie hatten ihn erreicht. Hatten sie ihn erreicht, so waren sie zwar noch nicht außer aller Gefahr, immer noch nicht in voller Sicherheit; aber die Gefahr verminderte sich, ihre Befreiung war eine wahrscheinliche. Unter den dicht beisammen-

stehenden, ihre dichten Zweige fast bis zur Erde herunterſenkenden Fichten konnten namentlich die der Wege und Schlupfwinkel unkundigen und nur auf ihren Pferden furchtbaren Kosaken sie nicht mehr verfolgen.

Sie machten Halt, um sich zu überzeugen, ob die Stelle vor ihnen, an welcher sie den Wald betreten wollten, frei und sicher sei. Sie horchten. Sie hörten nur den niederfallenden Regen, außerdem keinen Laut. Auch das Getöse des Dorfes drang nicht mehr zu ihnen; sie waren schon zu weit davon entfernt.

Der kluge szamaitische Führer legte sich auf den Boden, um schärfer zu horchen. Er hörte auch hier nichts, als den Regen und seinen eigenen Athem. Er kroch auf dem Boden weiter, dem Rande des Waldes zu, um sich noch besser, wo möglich durch Gehör und Gesicht zu überzeugen, ob die Gegend frei und sicher sei.

Die Anderen standen unterdeß unbeweglich, in banger Erwartung.

Die alte Frau drückte die Hände ihres Sohnes. Ihre Augen sahen ihn durch die Finsterniß mit Hoffnung leuchtendem Muthe an.

O, Gustav! wir werden doch noch frei werden!

Aber sie begegnete keinem Blicke der Hoffnung.

Möge Gott uns beistehen, Mutter!

Du verzagst?

An deiner Seite? Bei deinem Muthe?

Du bist gedrückt!

Der junge Mann wurde verlegen.

Diese Elenden! sagte er.

Laß sie, sie können nicht dafür. Aber ist es das allein, was dich drückt?

Gott wird uns beistehen, Mutter.

Der Szamaite kehrte zurück, frohlockend.

Freuet Euch, ihr Männer. Der Weg ist frei. Ich kroch bis in den Wald hinein. Ich war zwischen den Bäumen, an mehreren Stellen, wohin kein Kosak mehr dringen kann. Es ist kein Kosak und kein Pferd, und kein Amtmann und kein Kludzweit da.

Die Szamaiten wollten jubeln. Für den Augenblick sahen die Kinder ja keine Gefahr.

Im Chor begannen sie ihr Sprichwort: Diewas wisados rupinas ape mus, diena ir nakti —.

Gott sorgt Tag und Nacht für uns —.

Schweigt, gebot ihnen der junge Deutsche. Der Verräther kann überall lauern.

Führe uns weiter, Bursch.

Der Szamaite führte sie schweigend weiter.

Sie erreichten ohne Gefahr den Wald. Sie kamen zwischen die tief herabhängenden Zweige der dicht beisammen stehenden Fichten. Dort konnte kein

Kosak mehr verborgen sein, dorthin konnte kein Kosak ihnen mehr folgen.

Du kennst auch das Innere des Waldes? fragte der junge Deutsche den Szamaiten.

Bis an sein anderes Ende, Pons, antwortete der Bursche.

Und womit grenzt dieses Ende?

Mit den großen Waldungen zwischen Szaulen und Tauroggen.

Und diese?

Sie ziehen sich bis an die Grenze Preußens, und an die großen Wälder, die jenseits liegen. Die preußischen Namen kenne ich nicht.

Bis zur Grenze bleiben wir also ununterbrochen in Waldung?

Ununterbrochen, Pons.

Haben wir Flüsse zu passiren?

Keinen einzigen. Die Jura fließt links von uns. Wir kommen nur an einige kleine Bäche. Der erste läuft etwa zweihundert Schritte vor uns. Wir werden ihn leicht durchschreiten, wie die folgenden.

Auch heute Nacht, Bursch? Es regnet seit drei Tagen ununterbrochen.

Der Szamaite stutzte.

Teufel, Pons; daran hatte ich nicht gedacht.

Was jetzt?

Laß mich nachsinnen.

Ist der Bach tief?

Gewöhnlich nicht. Nur wenn es regnet. Aber fürchte nichts. Ich habe schon nachgedacht. Wir wenden uns etwas links; dort ist eine seichte Stelle. Wenn der Bach auch noch so sehr angeschwollen ist, das Wasser wird uns dort nicht bis an die Kniee reichen.

Führe uns dahin.

Ich führe Euch.

Aber wenn die Stelle besetzt wäre?

Der Bursch stutzte noch einmal. Wie ein Kind, schien er in der Gefahr immer nur an das Nächste gedacht zu haben.

Teufel, Pons, das wäre schlimm.

Fürchtest du es?

Ich weiß nicht. Es wäre nicht unmöglich.

Führt vom Dorfe ein anderer Weg dahin, als nur durch die dichte Waldung?

Das ist es, Pons. Das ist der böse Teufel. Der Bach kommt vom Dorfe. Es führt ein Weg immer an ihm entlang, gerade bis zu jener Stelle, da diese immer, auch bei dem höchsten Wasser, zu passiren ist.

Der Weg reicht also nicht weiter?

Er reicht nicht.

Führe uns vorsichtig. Ihr Männer geht schweigend und aufmerksam.

Sie gingen schweigend und vorsichtig weiter, tiefer in den Wald hinein. Nach einiger Zeit hörten sie vor sich das Brausen des angeschwollenen Waldbaches. In derselben Richtung lichtete sich der Wald. Sie blieben stehen. Sie horchten wieder. Sie vernahmen kein anderes Geräusch, als das Brausen des Baches und das Fallen des Regens. Der führende Szamaite warf sich wieder zur Erde. Er kroch nach der Lichtung hin. Er kam zurück.

Es ist Alles sicher, sagte er. Kein Kosak und kein Pferd am Ufer.

Bist du deiner Sache gewiß, Bursch?

Der Bach brüllt und die Nacht ist finster, Pons, aber ich bin an dem Ufer selbst gewesen. Ich bin hin und her gegangen. Ich habe nichts gehört, nichts gesehen und nichts gefühlt.

Und am jenseitigen Ufer?

Teufel, Pons. Es wäre möglich. Aber wir werden sehen. Folgt mir.

Sie gingen bis unmittelbar an das Ufer des Baches, immer leise und vorsichtig.

Sie waren an der seichten Stelle desselben. Wie

der Szamaite gesagt hatte, endete dort ein vom Dorfe her führender schmaler Fahrweg.

Der Bursch kroch in diesen hinein; zwei andere Szamaiten folgten ihm. Sie suchten genau und scharf in dem Wege, mit den Augen, mit den Händen. Sie kehrten zurück.

Keine Spur eines Hufes ist zu finden, berichteten sie.

Aber der Boden ist durch den Regen erweicht.

Wir haben scharfe Augen und Finger, Pons.

Noch Eins; wie, wenn die Kosaken schon oberhalb, schon beim Dorfe, den Bach durchschritten hätten?

Möglich ist Alles, Pons.

Der junge Deutsche sann nach.

Wir müssen es wagen, sagte er. An keiner anderen Stelle ist der Bach zu durchwaten?

Er ist nicht, Pons.

Hier bleiben können wir nicht. Ebensowenig zurück. Also vorwärts.

Die Szamaiten folgten ihm blindlings.

Sie durchwateten den Bach. Das Wasser reichte ihnen in der That kaum bis an die Kniee. Die alte Frau wurde getragen.

Sie erreichten das jenseitige Ufer.

Es war Alles still dort.

Wieder eine kleine lichte Stelle hatten sie zurück-

zulegen; dann sollte der dichte Wald sie wieder aufnehmen, um sie nicht mehr zu verlassen.

Sie traten in die Lichtung.

Der junge Deutsche machte Halt.

Männer, tretet um mich, sagte er zu seinen Begleitern.

Die Szamaiten umringten ihn.

Er hatte mit gepreßter Stimme gesprochen. Kräftiger die Stimme erhebend, fuhr er fort:

Noch ist ein Ueberfall unserer Verfolger möglich. Kommt er, so bleibt uns nur Eins übrig. Zurück können wir nicht mehr. Nur an dieser einen, schmalen Stelle ist der Bach zu durchschreiten. Wir Alle müßten dahin fliehen. Man würde uns hier fangen oder tödten, wie mit einer Handbewegung ein paar Dutzend Fliegen. Wir müssen also vorwärts unter allen Umständen, und dazu müssen wir, wenn wir angegriffen werden, den Kampf mit unseren Gegnern aufnehmen. Im Dorfe hattet Ihr nicht den Muth dazu, weil Ihr noch die Wahl hattet. Hier, jetzt, habt Ihr die Wahl nicht mehr. Ihr müßt kämpfen, wenn Ihr nicht sterben wollt, wie jene Fliegen.

Unter den Szamaiten erhob sich ein Gemurmel.

Kämpfen! Gegen die Kosaken? Sie haben Spieße, Pistolen, Säbel!

Ja, kämpfen, rief der junge Mann, kämpfen,

wenn Ihr nicht schmachvoll zu Grunde gehen wollt. Gegen eine Handvoll elender Kosaken, deren Ihr viermal so viele vor Euch herjagen könnt, wenn Ihr nur den Muth habt. Ich habe einen Säbel und zwei Pistolen. Wer will sie von mir? Wir Anderen nehmen Baumstämme; hier liegen ganze Haufen aufgeschichtet.

Es war an jener Stelle eine Holzablage mit vielen Haufen gehauenen Holzes. Die Leute hatten nur zuzugreifen, um sich mit kräftigen Waffen zu versehen.

Aber sie sahen sich nur furchtsam danach um. Keiner langte nach dem Holze, Keiner nach den Waffen des jungen Mannes.

Die alte Frau eilte an einen der Holzhaufen. Sie riß einen Stamm herunter.

Mir nach! rief sie.

Keiner folgte dem schwachen Weibe.

In diesem Augenblicke brachen rund umher aus dem Gebüsche Reiter hervor, in die Lichtung hinein, auf den Haufen der Szamaiten ein. Sie brachen hervor mit dem brüllenden Hurrah der Kosaken.

Zu den Waffen! rief noch einmal der junge Mann.

Keiner folgte dem anfeuernden Rufe. Alle drängten sich zusammen, wie eine von Wölfen angegriffene Heerde Schaafe.

Der junge Deutsche feuerte ein Pistol auf die hervorsprengenden Reiter ab.

Einer der Kosaken stürzte.

Die Anderen hielten die Pferde an.

Holt Euch Stangen, schlagt sie nieder, rief noch einmal der junge Mann.

Aber die Szamaiten benutzten die augenblickliche Verwirrung ihrer Verfolger nur dazu, sich in den Bach zurückzustürzen. Sie warfen sich Alle auf einmal hinein.

Sie waren in ihr offenes Verderben gerannt.

Die Kosaken jagten hinter ihnen her.

Von der anderen Seite kam ihnen plötzlich ein zweiter Trupp Kosaken entgegen, der den Flüchtigen nachgeeilt und ihre Spur gefunden haben mußte.

Die Szamaiten standen zwischen zwei Reihen ihrer gefürchtetsten Feinde, zwischen zwei Reihen von Pistolen, Spießen, Säbeln.

Sie standen wieder wie eine verirrte Heerde von Schaafen. Sie wagten nicht, in dem Wasser sich zu rühren. Sie wagten keinen Schritt vorwärts, keinen Schritt rückwärts. Sie baten, sie flehten um ihr Leben.

Gustav Walter riß seine Mutter mit sich fort, um mit ihr in das Gebüsch zu eilen.

Die Kosaken bemerkten ihn. Sie setzten ihm nach.

Er jagte ihnen seine zweite Kugel entgegen.

Ein Pferd stürzte. Der Reiter blieb auf den Beinen.

Die beiden Anderen hieben auf ihn ein und auf die Frau, die er an der linken Hand mit sich fortriß.

Er suchte mit seinem Säbel sie abzuwehren. Die muthige Frau half mit ihrer Stange.

Auf einmal sank sie nieder. Ein Schmerzensschrei entfuhr ihr.

Dann rief sie: Fort, Gustav, rette dich. Ich bin verwundet; am Kopfe. Ich sterbe. Rette dich.

Er schlug wüthender um sich.

Die alte Frau ächzte nur noch.

Der Sohn versuchte sie aufzurichten. Es war vergebens. Sie fiel zurück, schwer, bleiern, wie eine Leiche.

Der dritte Kosak nahete sich.

Kein Kampf half mehr. Kein Retten der Mutter war mehr möglich.

Der junge Mann sprang in das Dickicht des Waldes.

Die Kugeln der Kosaken flogen hinter ihm her.

Die Szamaiten hatten sich unterdessen ohne Widerstand von den Kosaken binden und knebeln lassen.

Der Szamaite ist, wie der Litthauer überhaupt, ein muthiger und kräftiger Menschenschlag. Selbst das russische Regiment hat seine Kraft und seinen Muth nicht ganz brechen können. Es hat sie nur zu lähmen vermocht, und auch dies nur für eine Zeitlang. Kein Volk ist vom Schöpfer zur Sclaverei bestimmt.

---

3.

## Der Grenzkrug.

Der Krug spielt in dem Leben der Litthauer eine große Rolle. Er hat in Litthauen eine eigenthümliche Einrichtung. Diese ist im Ganzen überall dieselbe, sei er groß oder klein, sei er in der Stadt oder auf dem Lande, im Dorfe oder einsam an der Landstraße gelegen. Immer bildet er ein längliches, einstöckiges Gebäude, das, in seiner Breite durchschnitten, in zwei ziemlich gleiche Theile zerfällt. In dem einen, gewöhnlich die rechte Seite, wenn man, mit dem Gesichte zu dem Hause hingewendet, vor diesem steht, befindet sich Alles, was zur Aufnahme und Bewirthung der Menschen, in dem anderen das, was zur Aufnahme und Verpflegung der Thiere der Reisenden gehört. Das Ganze, und mithin auch beide Theile, sind sehr einfach eingerichtet. In dem ersten Theile nimmt den bei weitem größten Theil die Krugstube ein, ein großes, möglich viereckiges Zimmer, dessen Fenster auf die

Straße gehen, an welcher der Krug liegt, das rings umher mit langen Bänken, und vor diesen mit langen schmalen Tischen besetzt ist. Nur der eine Winkel der inneren Mauer ist davon frei, hier befindet sich der Schenktisch, und zwar in einiger Erhöhung, damit von ihm aus die ganze Stube übersehen werden kann, etwa in der Form eines ungeheuren akademischen Hörsaalkatheders. Es mag auch sonst manche Aehnlichkeit zwischen beiden aufzufinden sein, wenn man sich die Mühe geben will, sie aufzusuchen. Dieses litthauische Krugkatheder ist gewöhnlich nur mit wenigen, aber freilich großen Flaschen und mit noch wenigeren Gläsern besetzt. Denn der Litthauer trinkt im Kruge nur Schnaps, und gewöhnlich einen schlechten, seinen sogenannten „Kornis“; in den Flaschen ist daher nur Schnaps, und die wenigen Flaschen reichen für die wenigen gangbaren Sorten aus. Der Gläser aber bedarf es aus dem Grunde noch weniger als der Flaschen, weil fast jeder Litthauer seine eigene, kleine oder große Flasche in den Krug mit hineinbringt, sie sich hier füllen läßt, und unmittelbar aus ihr trinkt, ohne der weitläufigen Vermittlung eines Trinkglases zu bedürfen. Die wenigen Trinkgläser, die aufgestellt sind, dienen für die wenigen einkehrenden Deutschen und polnischen und russischen Juden, welche letztere

übrigens sehr selten in einen Krug einkehren, weil sie nur „kauschere“ Sachen verzehren, die sie im Kruge nicht bekommen können, also selbst bei sich führen müssen. Etwas Anderes als Schnaps, und daneben ein Stück groben Brodes ist überhaupt in den meisten litthauischen Krügen nicht zu finden, eben weil von Litthauern keine Nachfrage danach ist. Nur selten kann man auch ein Glas schlechten Bieres oder eine Tasse noch schlechteren Kaffees, und neben dem trockenen Brode ein Stückchen Zucker oder ein Ei bekommen. Will man mehr, so muß man es sich auch dorthin selber mitbringen.

Doch wieder zu der Beschreibung des Hauses. Hinter der Krugstube, gegenüber den nach der Landstraße führenden Fenstern, ist eine kleine, schmale Kammer, deren ein oder zwei Fenster nach einem Gärtchen hinführen. Sie ist das Wohn- und Schlafzimmer der Familie des Krugwirths (Krügers). Darin befindet sich ein ungeheueres Ehebett, mit einem oder zwei kleineren Betten für die Kinder, ein Tisch, ein paar Bänke, ein Stuhl, manchmal auch ein alter harter Lehnsessel. Der Eingang zu derselben ist unmittelbar neben dem Schenktische in der Krugstube, so daß man, wenn man dessen Stufen herabsteigt, sofort in die Kammer gelangt.

Neben dieser Kammer liegen ein oder zwei andere

Kammern, welche Vorräthe für Haus und Wirthschaft enthalten.

Das sind die sämmtlichen Gemächer für Aufnahme und Verpflegung der Menschen. An eine besondere Kammer zum Logiren von Reisenden ist, mit weniger Ausnahme, gar nicht zu denken. Wer gezwungen ist, eine Nacht in einem litthauischen Kruge zuzubringen, muß sich mit einem Strohlager in der Krugstube begnügen, das in dieser allabendlich für die übernachtenden Gäste zwischen Tischen und Bänken ausgebreitet wird. Er hat Glück, wenn er für sein Geld und auf vieles Bitten eine Streu für sich allein bekommt, und das allgemeine Lager nicht mit herumstreichenden Bettlern, Säufern, liederlichen Dirnen, polnischen Bündeljuden, und mit diesen allen Schmuz, Gestank und Ungeziefer zu theilen braucht, und manchmal zugleich mit noch etwas Anderem.

Die Krugstube dient nämlich noch zu vielem Anderen. In den kleineren, an weniger besuchten Landstraßen oder in abgelegeneren Dörfern befindlichen Krügen fehlt auch jene Familienkammer. In diesen wohnt dann auch die Familie des Krügers in der Krugstube, und zu der mitwohnenden Familie dieses Kruges gehören sämmtliche Schweine, Gänse, Hühner und dergleichen Thiere des Hauses, die anderswo in einem

besonderen Anbau untergebracht zu werden pflegen. In den meisten Krügen ist ferner die Krugstube zugleich die Küche des Hauses; der Feuerheerd ist dann gleich neben der Eingangsthür angebracht. In anderen ist er in dem weitläufigen Kamine des Hauses, der an dem kleinen engen Hausflur, unmittelbar neben oder vor der Krugstube sich befindet, in welchen man zuerst gelangt, wenn man von der Straße in das Haus eintritt. So der erste Theil des Kruggebäudes.

Der zweite ist ein einziger, großer, weitläufiger Raum, offen bis an die Spitze des hohen Strohdaches hinauf, ohne Abtheilungen, ohne Zwischenwände, ohne Fenster, aber mit zwei großen Thoren und einer kleineren Thür. Er ist zugleich Pferdestall und Wagenremise, und Heu- und Strohboden. In den besseren Krügen giebt es darin Krippen, in den gewöhnlichen, also meisten, nur Stangen zum Anbinden der Pferde, in manchen auch nicht einmal diese.

Dieser Theil des Kruggebäudes steht mit seiner ganzen Länge nach der Straße hin vor dem ersten Theile des Gebäudes hervor, um die Breite eines Wagens und noch etwas mehr.

Diese ganze Breite wird von einem großen Einfahrtsthor eingenommen. Demselben gegenüber, am entgegengesetzten Ende des Stalles, ist ein zweites,

gleiches Ausfahrtsthor. Alles, was zu Wagen oder zu Pferde in den Krug einkehrt, gleichviel von welcher Seite, kann somit geraden Weges wieder hinausgelangen, ohne umspannen oder umkehren zu müssen. Dabei gewährt die dritte, kleinere Thür noch weitere Bequemlichkeit und weiteren Vortheil. Sie führt dicht neben dem Einfahrtsthore in die Krugstube. Seine Pferde und Wagen und seinen Schnaps hat mithin der Litthauer so nahe beisammen als möglich. In der kleinen Thür ist gewöhnlich noch ein Fenster angebracht. Von der Krugstube aus kann also der Stall stets überwacht werden; dadurch wird ein Schutz gegen die Pferdediebe geboten, die überall in Litthauen für ihr Gewerbe jeden unbewachten Ort und Augenblick aufzuspüren und zu benutzen wissen.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich hier nur den gewöhnlichen litthauischen Krug beschrieben habe. Die Krüge in den Kirchdörfern sind oft comfortabler eingerichtet, als mancher „Gasthof“ in Deutschland. —

Zwischen dem preußischen Flecken Coadjuthen und dem russischen Städtchen Nowemiasto, von den Deutschen Russisch-Neustadt genannt, befand sich nahe an der preußisch-russischen Grenze ein Krug. Er lag auf der Feldmark des Dorfes Sznidern, auch wol Szneideraten genannt, aber auf der äußersten Spitze derselben

und von dem Dorfe eine geraume Strecke entfernt. Er lag dort einsam und abgelegen, in einer unfreundlichen und unwirthlichen Gegend. Der Boden bestand aus dürrer, unfruchtbarer Haide, die von zahllosen schwarzen „Kupsten“, großen Maulwurfshügeln, oder noch eigentlicher schmuzigen Erdgeschwüren gleich, uneben und häßlich aufgeworfen war. Nach der einen Seite hin war diese Haide ziemlich offen; nur hin und wieder sah man einzelne Fichtenbäume. Die anderen Seiten waren aber gruppenweise mit dichterer Waldung bedeckt. Auch diese Waldung wurde durch Fichten gebildet. Die Fichtenbäume aber waren dort überall grau, klein, verkrüppelt. Eine Landstraße von tiefem, schwerem, grauem Sande führte durch Haide und Wald an dem Kruge vorbei. Hinter diesem, halb nach der offenen Seite der Haide, halb nach einer der Fichtengruppen zu gelegen, war ein kleines Gemüsegärtchen, in welchem grauer Sand und trockene Haideerde sich bemüheten, einige, schon im Entstehen verkommene und verdorrende Pflanzen hervorzubringen.

Der Krug war eingerichtet wie die anderen litthauischen Krüge. Aber er gehörte zu den größeren, weil, trotz seiner einsamen und dem Anscheine nach verlorenen Lage, zu den besuchtesten. Er war der Sammelplatz für die Salzschmuggler der Dörfer der

Gegend in einem Halbkreise von mehreren Meilen längs der Grenze. Und in diesen Dörfern war jeder Einwohner ein Salzschmuggler.

In Preußen besteht eine Salzsteuer, die wenigstens für den armen Mann eine sehr schwere ist.

Auch in Rußland verkauft die Regierung das Salz an ihre Unterthanen; aber zu einem so geringen Preise, daß der russische Unterthan es mit einem erheblichen Profit an den preußischen Unterthan weiter verkaufen kann, und dieser dann gleichwohl es noch um die Hälfte billiger, als von der preußischen Regierung bekommt. Die Leute behaupten dabei, es sei preußisches Salz, das die preußische Regierung für einen so billigen Preis an die russische Regierung verkauft habe, und das sie in solcher Weise um die Hälfte wohlfeiler nach Preußen zurückbrächten.

Das Einbringen des Salzes von Rußland nach Preußen ist sonach begreiflich ein sehr erhebliches Schmugglergeschäft an der russisch-preußischen Grenze, das in der That sehr lebhaft betrieben wird. Gewöhnlich geschieht dies, geschah es wenigstens in jener Periode, aus der ich erzähle, in der Art, daß von Zeit zu Zeit die Bewohner mehrerer benachbarter Dörfer in großen, mit Stöcken und Messern, manchmal auch mit anderen Waffen versehenen und wohl organisirten

Haufen über die Grenze ziehen, zu einem russischen Dorfe, in welchem die russischen Verkäufer sich mit ihrer Waare versammelt haben, daß dort eingekauft wird, so weit Geld und Vorrath reichen, und daß die compacten Haufen dann über die Grenze zurückkehren, bereit, mit den ihnen etwa begegnenden preußischen Grenzbeamten einen Kampf, wenn es sein muß, auf Tod und Leben aufzunehmen. Erst tiefer im Lande, in der Nähe ihrer Dörfer, zerstreuen sie sich.

Die Leute haben mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, um ein paar elende Groschen zu ersparen, die für sie freilich ein Schatz sind. Die Kosaken und russischen Straßninks sind ihre Feinde beim Hin- und Herschreiten über die Grenze, die preußischen Grenzbeamten und Gendarmen, wenn sie in die Heimath zurückkehren. Sie wissen indeß mit so großer Vorsicht zu Werke zu gehen und Alles so wohl vorzubereiten, daß sie meist ohne ernsthaften Kampf ihren Zweck erreichen. Doch fällt noch manchmal Blutvergießen vor, gewiß zu oft für die wenigen Groschen, welche die Regierung gewinnt.

Der Krug von Sznidern — so wurde er genannt, weil er noch auf der Feldmark des Dorfes gleichen Namens lag — war der Sammelplatz der Salzschmuggler der Gegend. Sie hatten dort manche Vor-

theile: die Nähe der Grenze; die Unwirthlichkeit der Gegend, in welcher daher die Grenzbeamten kein anderes verborgenes Unterkommen finden konnten; die Schwierigkeit für diese Beamten, auch in den umliegenden Waldungen, bei deren gruppirter, vereinzelter Lage, sich zu verbergen; die Gewandtheit und Ergebenheit des Krugwirths, und endlich guten und wohlfeilen Schnaps. —

Es war zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags. Die Sonne stand noch ziemlich hoch an dem klaren Maihimmel. Es hatte mehrere Tage hintereinander stark geregnet. Gerade an dem Morgen war das Wetter besser geworden. Um die Mittagszeit hatte es sich völlig aufgeklärt. Keine Wolke war mehr an dem hellen blauen Himmel. Die verregnete Haide, mit den von dem Wasser aufgewühlten schmuzigen Kupsten, stach häßlich ab. Desto frischer sahen die kleinen Fichtenwaldungen aus. Der Regen hatte sie rein gewaschen von dem Schmuze des grauen Mooses und des Sandes, die der Wind früher auf sie hinaufgewirbelt hatte. Dabei strömten sie jenen eigenthümlichen, erquickenden Athem, jenen Waldduft aus, der nach einem Regen auch dem dürrsten Fichtenwalde nicht fehlt, und den der Wanderer stets, bei heiterem Sonnenschein doppelt gern, in sich aufnimmt.

Der Regen hatte auch den Krug von Sznidern von manchem Staube der Landstraße und der Haide rein gewaschen. Mit seinem frisch bestrohten Dache lag er beinahe blank geputzt in dem Sonnenschein da.

Er lag da, mitten in einer tiefen Stille. Landstraße, Haide und Wald zeigten keine Bewegung, ließen keinen Ton laut werden. Ueber der Haide schwirrten nur einzelne Lerchen in der Luft. Doch schallte aus etwas weiterer Ferne der Ton einer vereinsamten Nachtigall herüber, wohl von dem dort in der Gegend sich vorbeiziehenden russischen Grenzwalle. In dem bunten und dichten Gebüsch dieses Walles findet man die Nachtigall häufig; sie baut gern ihr Nest dahin, dem traurigen und nach seiner Heimath sich zurücksehnenden Kosaken eine Gesellschaft leistend, die er in der ersehnten Heimath nicht findet, die dennoch die Sehnsucht nach der Heimath heißer in ihm entzündet.

Wohl ist der Kosak an der Grenze ein sehr trauriger Gesell. Nicht wegen seines langweiligen, einförmigen Dienstes, der meistens in einem ununterbrochenen Hin- und Herreiten auf dem schmalen Grenzwalle besteht, und nur durch einen Kampf mit Schmugglern oder eine Branka Abwechselung erleidet. Auch nicht, weil er nur ein elender Scherge fremder Gewalt ist. Er hat vor fast allen anderen Schergen fremder Gewalt

voraus, daß er keine Ahnung hat und haben kann von der Nichtswürdigkeit seines Schergendienstes. Er ist der einzige Scherge, den man nicht geradezu verachten muß. Aber er ist weit, tausende von Wersten weit aus seiner Heimath fortgerissen, von seinen Eltern, Geschwistern, seinem Weibe, seinen Kindern, gerade wie die armen Szamaiten, die er in der Branka fängt; auch auf so lange wie sie, auf sieben und zwanzig Jahre, also um nie Heimath und Angehörige wiederzusehen. Und er sehnt sich auch nach ihnen, eben so sehr und heiß, oft noch heißer, wie der arme Szamaite. Oft auch nach etwas Anderem.

Auch in der Krugstube war es still. Der Krugwirth befand sich allein darin. In der Kammer nebenan, deren Thür zugezogen war, schien sich, nach einigen Bewegungen darin zu urtheilen, die Familie des Mannes aufzuhalten.

Der Krüger war ein großer, stämmiger Mann in mittlerem Alter. Sein Gesicht, obschon deutscher Typus nicht zu verkennen war, zeigte Verschlossenheit und Entschlossenheit, freilich auch eine gewisse Rohheit; einen Ausdruck, welcher Jähzorn anzudeuten schien, glaubte man im Hintergrunde zu erkennen.

Er trug deutsche Kleidung, Beinkleider von braungelbem Manchester, eine Weste von demselben Zeuge,

ein kurzes Wamms von grauem Tuch. Die Krugwirthe in Litthauen sind sämmtlich Deutsche. Ein Litthauer würde die Gäste nicht so gut — bedienen können; er würde freilich auch seinen Schnaps meist allein austrinken.

Er lag lang ausgestreckt auf einer der Bänke der Stube, behaglich seine Pfeife rauchend. Nur der Dampf seiner Pfeife und wahrscheinlich ein fünf bis sechshundert Gulden, um die er sein Vermögen vermehrt hatte, schienen in dem Augenblicke für ihn in der Welt zu sein. Er war ein wohlhabender Mann. Das zeigte nicht nur sein wohlerhaltener, reinlicher Anzug, das zeigte auch — abgesehen von jenem Aeußeren des Hauses — die Ordnung und gute Beschaffenheit der Bänke und Tische, der Flaschen und Gläser, des Schenktisches und der Fenster in der Stube.

Die Ruhe des Krügers wurde unterbrochen.

Durch die etwas ungestüm geöffnete Thür trat eine Litthauerin in die Krugstube.

Die Thür hatte sich plötzlich geöffnet; man hatte vorher Niemanden sich nahen hören. Der Krugwirth war überrascht, beinahe erschrocken in die Höhe gefahren. Er wurde ärgerlich darüber; er warf einen zornigen Blick nach der Thüre. Aus dem Blicke verschwand der Zorn, aber er wurde ein eigenthümlich

finsterer, mißmuthiger, man möchte sagen unheimlicher, als er die Eintretende sah.

Die Litthauerin war eine große und volle, durchaus ebenmäßig gebaute Gestalt. Ihr Gesicht war beinahe vollständig regelmäßig zu nennen. Es trug den Ausdruck einer kalten Strenge. Ihre Augen waren tiefblau; die Gesichtsfarbe rein und blühend. Sie hatte nicht mehr die erste Frische der Jugend, aber über fünf und zwanzig Jahre konnte sie noch nicht zählen.

Sie war noch Mädchen; sie trug kein Frauentuch. Ihr volles schwarzes Haar war in zwei starken Flechten um den Kopf gewunden.

Sie hielt eine leere Schnapsflasche in der Hand. Sie ging damit zu dem Schenktische, schweigend, indem sie nur einen kurzen Blick auf den Krugwirth warf. Sie stellte die Flasche auf den Schenktisch und legte ein Stück Geld daneben. Auch dabei sprach sie nichts.

Der Krüger hatte sich langsam erhoben. Er ging zu dem Schenktisch, besah das Geld, nahm die Flasche und füllte sie aus einer der auf dem „Regal" des Schenktisches stehenden Flaschen. Die gefüllte Flasche gab er der Litthauerin zurück. Auch er hatte unterdeß kein Wort gesprochen.

Es mag täglich zum öftern vorfallen, daß Personen, die eben täglich in den Krug kommen, um

Schnaps zu holen, mithin dort bekannt sind, in solcher stummen Weise fordern und erhalten. Es kann hierin nichts Ungewöhnliches und an sich nichts Auffallendes liegen. Es hat auch nichts so Besonderes, wenn ein deutscher Schenkwirth und eine junge Litthauerin bei einer solchen Gelegenheit sich nicht unterhalten. Die beiden Nationalitäten stoßen sich einmal gewöhnlich ab, und selbst zum Schäkern kann die Lust fehlen, wenn die Frau in der Nebenstube ist.

Gleichwohl glaubte man in jener stummen Scene etwas Eigenthümliches finden zu müssen. Der dunkle Blick der Litthauerin sah trotzig, beinahe stolz vor sich hin, und doch zuweilen, wenn er nicht fürchten durfte, dem des Krügers zu begegnen, mit einem gewissen Mißtrauen seitab nach diesem. Es war, als wenn sich das Gefühl geltend mache oder geltend machen wolle: ich bin doch besser als du, und wenn du daran zweifelst, beweise das Gegentheil; — als wenn gleichwohl zu dem Gefühle selbst sich schon der Zweifel geselle über seinen Grund oder über seine Wahrheit. Anders war der Blick des Krugwirths. Auch er sah nicht frei und offen, sondern nur von der Seite und verstohlen zu dem Mädchen hinüber, und wahrlich nicht auf ihre schöne, üppige Gestalt, und nicht, als wenn er in ihrem dunkelblauen Auge einen Himmel zu erschauen

hoffe. Wohl aber suchte er mit eben so scheuem als raschem Blicke in diesem Auge irgend etwas Verborgenes aufzufinden, und es schien, als wenn das Verborgene, das er suchte, etwas sei, von dem er selbst fürchte, er werde es finden.

Die Litthauerin wollte mit der gefüllten Schnapsflasche sich wieder entfernen, schweigend, wie sie gekommen war, als leise und langsam die Thür der Krugstube sich öffnete und ein litthauischer Bursch in die Stube schritt. Es war ein Knabe von vierzehn bis funfzehn Jahren, von zartem, schmächtigem Körperbau, mit einem feinen, vielleicht schönen, aber in diesem Augenblicke durch eine entsetzliche Blässe entstellten Gesichte. Der Knabe trug die gewöhnliche litthauische Tracht der Gegend, namentlich den dunkelen grauen Wandrock, der immer dunkler wird, je mehr man die Memel abwärts kommt. Auffallend war es dabei, daß er sein blondes, sehr schönes Haar nicht abgeschnitten, wie in jener Gegend, sondern lang herunterhängend trug, wie mehr aufwärts an der Memel, namentlich in den oberen Theilen des Ragniter Kreises.

Der Knabe sah sich bei seinem Eintreten in die Stube schüchtern, fast ängstlich um. Er schien mit sich selber uneins zu sein, ob er bleiben oder wieder umkehren solle; in derselben Unentschlossenheit mochte er

schon mit dem Oeffnen der Thür gezögert haben. Er blieb. Er sah mit einem langen, traurigen, bittenden Blicke den Krugwirth und die Litthauerin an.

Dann sagte er leise: **Labas wakaras!** (Guten Abend.)

**Diékui!** (Dank) antwortete der Krüger kurz.

In das kalte Gesicht der Litthauerin schien plötzlich der Ausdruck eines lebhaften Gefühls einzukehren. Ihre Augen blickten mitleidig den Knaben an.

Der Bursch bemerkte es. Dieses Mitleid schien ihn zum Bleiben zu bestimmen. Er schwankte zu einer Bank. Er schleppte sich hin. Während er sich hinschleppte, sah man, daß er mit einem Fuße lahmte. In äußerster Schwäche und Ermattung schien er auch den andern Fuß kaum bewegen zu können. Als er die Bank erreicht hatte, fiel er völlig erschöpft zurück, mit dem Kopfe auf den Tisch, an welchem die Bank stand. Seine Augen schlossen sich; sein Gesicht wurde erdfahl; auf seine Stirn traten dicke, kalte Schweißtropfen.

Die Litthauerin ging rasch mit allen Zeichen eines sich steigernden liebevollen Mitleids zu ihm. Sie hob den Kopf des Knaben auf, sie legte ihn an ihre Brust. Sie schüttete aus ihrer Flasche Schnaps in ihre hohle Hand; sie rieb damit seine Schläfe. Ein eigenthümlich

heftiges Gefühl schien in ihren dunkeln Augen zu leuchten.

Der Bursch schlug die Augen auf.

Armer Knabe, wie ist dir? fragte sie.

Der Bursch schüttelte schweigend den Kopf, als wenn er andeuten wolle, daß er zu schwach zum Sprechen sei.

Sie hielt die Schnapsflasche an seine Lippen.

Trink, mein Knabe, sagte die Litthauerin, die kein besseres Stärkungsmittel kannte, als den Schnaps.

Der Knabe zog mit einem gewissen Abscheu die Lippen zurück.

Aber du bist durstig, mein Kind; deine Lippen brennen; du bedarfst der Stärkung.

Ein Stückchen Brod, sagte der Knabe, und eine Tasse Kaffee. Ich bitte darum.

Er sprach noch sehr schwach, kaum vernehmbar. Aber etwas hatte das Einreiben des Branntweins ihn gestärkt.

Kaffee? sagte die Litthauerin verwundert und kopfschüttelnd.

Auch der Krugwirth, der vom Schenktisch näher gekommen war, sah nicht ohne Verwunderung den litthauischen Knaben an, der Schnaps verschmähete und Kaffee verlangte.

Du wirst ihm Brod und Kaffee geben!? sagte die Litthauerin zu dem Krüger, halb fordernd, halb fragend.

Der Krüger sah zum ersten Male der Litthauerin voll in die Augen. Er sah sie finster, mißtrauisch an.

Geht dich der Knabe an, Anna Jogszis? fragte er.

Nein, Pons.

Sie antwortete kurz, indem sie die Augen, die sie vorher kaum eine Secunde lang auf den Krüger gerichtet hatte, schnell wieder auf die Seite wandte.

Oder kennst du ihn? fragte der Krugwirth weiter.

Nein, Pons.

Was bekümmerst du dich denn um ihn? Indeß er soll Brod und Kaffee haben.

Soll er?

Er soll.

Du wirst dein Wort halten, Deutscher!

Die Litthauerin sprach die letzten Worte im Tone der Drohung. Sie begleitete sie mit einem Blicke der Drohung und zugleich der Verachtung und des Hasses.

Der Krugwirth antwortete mit einem zornigen Runzeln der Augenbraunen.

Die Litthauerin ging. Auf den kranken Knaben warf sie noch einmal einen Blick voll jenes eigenthüm-

lich heftigen Gefühls zurück. Er bildete einen sonderbaren Contrast gegen die kalte Strenge ihrer Gesichtszüge.

Der Krüger sah ihr mit einem finsteren Ausdrucke seines Gesichts nach. Dann ging er in die Kammer nebenan. Er kam bald mit einer Tasse Kaffee und einem Stück Brod daraus zurück. Seine Frau, die gerade ihren Kaffee verzehrte, hatte ihm beides abgegeben. Er setzte es vor dem Knaben nieder.

Der litthauische Knabe hatte fortwährend mit dem Kopfe auf dem Tische gelegen. Er hatte weder die Blicke der Litthauerin bemerkt, noch hatte man wahrnehmen können, daß er auf ihre Worte geachtet habe. Er genoß von dem Brode und Kaffee mit großer Begierde und doch mit einer Bedächtigkeit, einer erzwungenen Zurückhaltung, einem Anstande, wie man sie bei einem litthauischen Burschen nicht hätte erwarten sollen.

Auch dem Krüger fiel dies auf. Eine gewisse Neugierde schien in ihm geweckt zu werden, die sonst wahrlich nicht gewohnt war, um einen litthauischen Knaben sich zu bekümmern.

Woher kommst du? fragte er den Burschen.

Von oberhalb des Stromes, antwortete der Knabe schüchtern.

Von oberhalb? das ist eine weite Strecke. Aus welchem Kreise?

Die Schüchternheit des Knaben wurde Verwirrung. Er schwieg.

Nun, du wirst doch den Kreis kennen, in welchem du zu Hause bist?

Der Knabe schien nachzusinnen; seine Verwirrung wuchs.

Du scheinst wohl nicht zu wissen, was Kreis ist? Ich verstehe das Landrathsamt darunter. Aus welchem Landrathskreise kommst du?

Der Knabe sah ihn mit halbem Blicke und zur Angst sich steigernder Verwirrung an, ohne zu antworten.

Dummes Volk, diese Litthauer, brummte der Krüger.

Wohin führt dich dein Weg, Bursch? fuhr er fort. Oder weißt du auch das nicht?

Ich will nach Memel.

Das ist eine weite Reise für einen Knaben, der nicht einmal weiß, aus welchem Landrathskreise er gebürtig ist. Was willst du in Memel machen?

Der Knabe schien mehr Muth zu fassen.

Es wohnt dort einer meiner Verwandten. Zu ihm will ich. Er ist Seemann, und ich will auch Seemann werden.

Von oberhalb des Stromes kommst du?

Der Wirth schien aufmerksamer und mißtrauisch geworden zu sein.

Von oberhalb.

Aus der Höhe oder aus der Niederung?

In Litthauen heißt im Gegensatze zu den Niederungen der Memel alles andere Land die Höhe.

Der Knabe schien das nicht zu wissen. Er sah den Wirth fragend an.

Auch das weißt du nicht, was jedes Kind in Litthauen weiß.

Der Knabe wurde wieder verwirrt.

Der Krüger wurde mißtrauischer.

Also von oberhalb kommst du? wiederholte er.

Ich sagte es dir.

Und wie weit her?

Ich marschire seit zwei Tagen.

Kannst du mir Orte nennen, durch die du gekommen bist?

Ich habe Tilsit passirt, Coadjuthen, und zuletzt Laugallen.

Das könnte richtig sein. Aber höre einmal, mein Knabe, dein Litthauisch kommt mir so merkwürdig, so fremd vor. Das hast du da oben nicht gelernt. Ich bin zwar nur ein Deutscher, also ein sehr dummer

Kerl in euren litthauischen Augen. Aber etwas verstehe ich doch, selbst von eurem Litthauischen. Nun, mein Bursch? Dein Kreidegesicht wird ja so roth. Und du weinst gar?

Der Knabe war wirklich verlegener und verwirrter geworden. Er erblaßte und erröthete wechselweise; seine Augen füllten sich mit Thränen. Er wischte diese mit seinen zitternden Händen ab. Zu antworten vermochte er nicht.

Nun? wiederholte der Krüger, mißtrauischer und mit einem barschen Tone der Stimme.

Indeß er wartete die Antwort des Knaben nicht ab.

In dem Momente, als er gefragt hatte, kam plötzlich ein Wagen vor den Fenstern der Krugstube vorgefahren, den man in der sandigen Landstraße nicht hatte herankommen hören. Er zog die Aufmerksamkeit des Krügers auf sich, und nahm sie bald ganz in Anspruch.

Der Wagen war eine Halbkutsche, in Litthauen Planwagen genannt. Er war bespannt mit drei Pferden, die in Einer Reihe neben einander gingen. Es war also ein russisches Fuhrwerk. Dies zeigte auch die russische Kleidung des auf dem Bocke sitzenden Kutschers, der lange, mit einem Gürtel um den Leib befestigte Rock, die hohe, runde, mit Pelz verbrämte Mütze, der lange Bart und das kurz und rund ge-

schnittene Haar des Mannes. Noch deutlicher zeigte es der Juchtengeruch an, der durch eines der offenen Fenster in die Krugstube drang.

Aus dem Wagen stieg ein einzelner Herr heraus. Er trug die Uniform eines russischen Civil- und zwar Justizbeamten: grünen Rock mit hellrothem Kragen und gelben Knöpfen, auf dem Kopfe eine grüne Mütze mit hellrother Bräme. Es war ein behender Mann.

Er sprang sofort in die Krugstube, in der er sich suchend umsah. Er schien nicht zu finden, was er suchte. Er ging auf den Krüger zu. Den litthauischen Knaben beachtete er nicht.

Der Knabe schien desto mehr ihn zu beachten. Er erblaßte, als er die Uniform sah. Die Thränen in seinen Augen stockten. Er legte das Gesicht fest auf den Tisch.

Der Krugwirth hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Russen gerichtet. Denn die Erscheinung eines russischen Beamten auf preußischem Boden, selbst in der nächsten Nähe der Grenze, gehörte damals zu den großen Seltenheiten. Auch der russische Beamte darf die Grenze nur auf jedesmalige ausdrückliche Erlaubniß, eigentlich Befehl, unmittelbar aus Petersburg, überschreiten, den nur in den dringendsten Fällen der Befehl des Civil- oder Militairgouverneurs des be-

treffenden Grenzgouvernements — an der litthauischen Grenze des Gouvernements Wilna — ersetzen kann. Immer wird der Befehl nur in wichtigen Angelegenheiten ertheilt. Immer tritt der russische Beamte auf dem preußischen Boden mit Uebermuth auf, und er findet Leute, die sich diesem unterwerfen, sogar gern unterwerfen.

Der Krugwirth gehörte nicht zu den Leuten, die sich dem russischen Uebermuthe gern fügen. Er blieb ruhig, degengerade, mitten in seiner Stube stehen, und erwartete die Ansprache des Russen.

Der Russe sprach ein paar russische Worte zu dem Krüger in fragendem Tone.

Ich verstehe kein Russisch, Herr, erwiederte der Krugwirth langsam. Wenn Sie mit mir sprechen wollen, so müssen Sie Deutsch oder Litthauisch reden.

Der russische Beamte warf unmuthig den Kopf zurück, bei dem Worte: Litthauisch sogar verächtlich. Er hatte also verstanden. Er antwortete in ziemlich gutem Deutsch, nur mit fremdartigem Accent und einigen fremden Wendungen.

Ich will wissen, ob noch Niemand hier war, der nach mir gefragt hat.

Nein, Herr.

Wie viel Uhr ist es hier im Lande?

Der Krüger zog seine dicke silberne Taschenuhr hervor.

Zehn Minuten über fünf.

Ah, also fünf Uhr doch schon vorbei!

So ist es.

Führt diese Landstraße von Tilsit?

Ja.

Auch von Coadjuthen?

Ja.

Haben Sie Rum?

Ja, Herr.

Stark?

Starken.

Geben Sie mir ein Glas; nur ein kleines.

Der Krugwirth füllte am Schenktisch ein Glas — in der That nur ein kleines — mit Rum, und brachte es dem Russen.

Dieser leerte es in einem Zuge.

Gut, sagte er dann. Auch meinem Kutscher; aber ein großes.

Der Krüger füllte ein größeres Glas und trug es dem Kutscher hinaus.

Als er in die Krugstube zurückkehrte, lag der litthauische Knabe in einem Winkel der Stube, auf einer Bank hinter dem Tische. Das Gesicht hatte er auch

hier auf dem Tische fest aufliegen. Er schien schlafen zu wollen, oder, in seiner großen Ermüdung, schon eingeschlafen zu sein.

Der Russe ging in der Stube auf und ab.

Der Krugwirth wollte nach dem Winkel gehen, in welchem der litthauische Knabe lag. Ein Gesicht, das von außen durch das Fenster in die Stube sah, hielt ihn auf.

Es waren ein paar verschmitzte Augen, die neugierig, aber mit einer gewissen Vorsicht in die Krugstube blickten. Den Krüger blinzelten sie fragend an.

Der Krüger antwortete mit einem bezeichnenden, zweifelhaften Blicke auf den Russen.

Die verschmitzten Augen lächelten höhnisch.

Sie verschwanden am Fenster. Gleich darauf trat ein Litthauer in die Stube.

Er bot dem Krüger sein Labbas wakaras, ohne um den Russen sich zu bekümmern.

Der Krüger sprach sein diéko, und füllte ein Glas Kornis, das er schweigend dem Litthauer reichte.

Der Litthauer leerte es auf einen Zug, ebensowohl, wie kurz vorher der russische Justizbeamte.

Dann sah er nochmals in der Stube umher. Er bemerkte den schlafenden litthauischen Knaben. Er fragte mit den Augen den Krüger.

Der Krüger antwortete mit einem Blicke, welcher sagte: Der da scheint mir nicht gefährlich. Er ist jedenfalls doch ein Litthauer.

Dagegen wiederholte er den zweifelhaften Blick auf den russischen Beamten.

Hierauf antwortete aber der Litthauer mit einem Blicke, welcher sagte: Und vor diesem da fürchte ich mich nicht.

Er ist ja, setzte er mit leise gesprochenen litthauischen Worten hinzu, kein preußischer Beamter, und der Russe bekümmert sich den Teufel um die preußische Salzsteuer.

Wenn du meinst, so sprich, erwiederte der Krüger, gleichfalls Litthauisch und leise.

Vorher noch einen Kornis, Pons. Da drüben ist er verdammt schlecht.

Er bekam noch einen Kornis, den er austrank, wie den vorigen.

Nun? fragte der Wirth. Wann?

Uebermorgen. Ich komme von drüben. Ich habe Alles besorgt. Besorge auch du jetzt.

Wie viele werden Eurer kommen?

Ich denke, an fünf und dreißig bis vierzig.

Und im Uebrigen Alles wie sonst?

Alles. Du hast doch nichts Verdächtiges bemerkt?

Nichts.

Gut.

Der Litthauer zog aus seiner Brusttasche eine platte Schnapsflasche hervor, und reichte sie dem Krüger hin.

Der Krüger füllte sie.

Der Litthauer blickte unterdeß gleichgültig durch das Fenster. Auf einmal wurde er unruhig.

Fülle rasch, sagte er zu dem Krüger.

Was hast du?

Ein Wagen! Das ist ein Fuhrwerk aus der Stadt.

Unter der Stadt ohne nähere Bezeichnung verstehen die Litthauer in jener Gegend Tilsit, die litthauische Hauptstadt.

Der Krugwirth blickte gleichfalls durch das Fenster.

Vor dem Kruge hielt wieder ein Planwagen, diesmal aber ohne jene russischen Anzeichen und Zuthaten.

Aus dem Wagen stieg auch wieder ein einzelner Herr, aber nicht in einer Uniform, sondern in gewöhnlicher, aber sehr sauberer bürgerlicher Kleidung.

Bei seinem Anblicke verzog der Krüger höhnisch den Mund, wie vorhin der Litthauer über den russischen Beamten gelacht hatte.

Den fürchtest du? fragte er den Litthauer.

Er kommt aus der Stadt, und aus der Stadt kommen nur Beamte hierher.

Der da ist ein Gerichtsbeamter.

Auch die Gerichte bekümmern sich um die armen Salzholer.

Der da ist sehr ungefährlich.

Höre, Pons, wir Litthauer haben ein Sprichwort: Halte den Wolf so weit von dir ab, daß du nicht seine Zähne siehest.

Er nahm seine gefüllte Schnapsflasche und entfernte sich schnell damit.

In die Krugstube trat gleich darauf der Herr, der aus dem Wagen gestiegen war. Es war ein langer, dürrer Mann mit einem spitzen Kopfe, einer spitzen Nase und einem sehr wichtigen Gesichte.

Der Krüger ging auch ihm nicht entgegen, ebensowenig, wie vorhin dem russischen Beamten. Ein deutscher Krüger in Litthauen muß aller Welt imponiren, wenn er Herr in seinem Hause bleiben will.

Dem Fremden imponirte er freilich nur halb. Dieser ging mit einer herablassenden Freundlichkeit auf ihn zu.

Guten Tag, Herr Mähler.

Guten Tag, Herr Assessor Hering.

Ich bin lange nicht hier gewesen, Herr Mähler.

Viele Arbeit in Tilsit, sehr viele Arbeit, besonders viele Criminalsachen.

Es fallen jetzt überall viele Verbrechen vor.

So? Auch hier? Ja, ja, sehr viele Arbeit, und da kommt man denn nur in sehr wichtigen Angelegenheiten heraus. Auch heute — Ah, schon da!

Der Assessor Hering brach mit geheimnißvoller Miene ab. Er sah den russischen Beamten. Er suchte in seinem faltenreichen Gesichte würdevolle und zugleich verbindliche Falten hervor. Er ging auf den Russen zu.

Der Russe kam ihm gleichfalls mit Höflichkeit, aber mit der kalten Höflichkeit der bewußten Ueberlegenheit entgegen. Dabei waren seine Bewegungen natürlich; bei dem preußischen Assessor waren sie gemacht.

Monsieur Hering de Tilsit? fragte der Russe.

Mein Name. Und ich habe die Ehre, den Herrn Gerichtsrath von Gruleff aus Rossainen zu sehen?

Parlons français, Monsieur, s'il vous plait.

Der lange Assessor wurde verlegen.

Entschuldigen Sie, mein Herr. Wir Deutsche erhalten eine gelehrte Bildung; aber dazu werden nur die todten Sprachen gerechnet.

Der Russe verbeugte sich.

Ich habe davon gehört, sagte er auf Deutsch, mit einem feinen Lächeln. Die deutschen Gelehrten nennen gelehrt nur, was todt ist. Indeß mit einer Ausnahme.

Und die wäre?

Die Naturphilosophen.

Sie scheinen sich mit der deutschen Wissenschaft zu beschäftigen?

In Rußland, versetzte der russische Beamte mit einem noch feineren Lächeln beschäftigt man sich mit Allem, was Deutschland betrifft. Wir sprechen also Deutsch mit einander.

Der Assessor wandte sich, wieder mit seiner wichtigen Miene, an den Krüger.

Lieber Mähler, Sie verlassen uns wohl. Wir haben hier eine wichtige Conferenz.

Wie Sie wünschen.

Der Bursch da? fuhr der Assessor fort, auf den litthauischen Knaben im Winkel zeigend.

Er schläft ja, Herr Assessor.

Der Krugwirth verließ die Stube.

Der preußische Beamte sprach zu dem russischen: Sie haben an unser Gericht geschrieben, daß Sie von Ihrem Herrn Präsidenten beauftragt sind, mit einem zu ernennenden Mitgliede unseres Gerichts heute hier eine Unterredung über mehrere Dienstangelegenheiten zu

halten. Ich habe in Folge dessen mich hier eingefunden, und sehe Ihren gefälligen Mittheilungen entgegen.

Es sind besonders, erwiederte der russische Beamte, zwei Angelegenheiten, die ich mit Ihnen zu besprechen habe, mein Herr. Es handelt sich um zwei schwere Verbrechen. Den Urhebern derselben ist es gelungen, nach Preußen zu entkommen. Wir bitten um Ihre Hülfe, um sie zu ermitteln und zu verhaften.

Der Preuße machte ein bedenkliches Gesicht.

Nur das wäre Ihr Zweck?

Hauptsächlich nur dieses.

So fürchte ich, daß unsere Zusammenkunft eine vergebliche sein möchte.

Wie das, mein Herr?

Weil das eine Angelegenheit ist, welche die Polizei, nicht die Gerichte angeht.

Und wie wäre das, mein Herr? Sind denn in Preußen Polizei und Justiz nicht eins? Bei uns kennt man keinen Unterschied.

Ich weiß das, mein Herr. Sie scheinen aber unsere Zustände nicht so genau zu kennen.

Wir setzten voraus, daß sie dieselben seien, wie bei uns. Wir sind so nahe Nachbarn; wir —. Aber, setzte er mit seinem feinen Lächeln hinzu, ich sehe,

daß wir uns doch noch nicht vollkommen genau um Deutschland bekümmert haben.

Der Assessor Hering freute sich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, belehren, gar einen russischen Beamten belehren zu können.

Früher, sagte er, waren auch bei uns Justiz und Verwaltung nicht getrennt. Indeß schon vor mehreren Jahren sah man ein —

Der Russe schien kein Freund langer gelehrter — „todter" — Erörterungen zu sein. Wohl auch zugleich schien er der Mann zu sein, sie, und zwar ohne verletzende Weise — was einem deutschen Gelehrten gegenüber nicht gering anzuschlagen ist — abbrechen zu können.

Indeß, fiel er kurz, entschieden, aber mit einer höflichen Verbeugung ein, wird das unserer Conferenz keinen Abbruch thun. Ich habe Ihnen zugleich eine Mittheilung anderer Art zu machen.

Er sprach bedeutungsvoll.

Der Assessor wurde neugierig.

Welcher Art, wenn ich fragen darf?

Sie sind noch nicht decorirt, mein Herr!

Der Assessor erröthete.

Das darf Sie nicht verlegen machen. Sie sehen auch mich noch ohne Orden. Wir sind Beide eben

noch junge Beamte, denen es nur an Gelegenheit gefehlt hat, sich auszuzeichnen. Diese dürfte für uns Beide jetzt da sein.

In den Augen des Assessors leuchtete das Feuer des Ehrgeizes.

Er verbeugte sich schweigend tief vor dem Russen.

Dieser fuhr fort: Die Angelegenheiten, über die mit Ihnen zu sprechen ich mir die Ehre geben wollte, interessiren eine hohe Familie, deren Verbindungen in die höchsten Regionen von Petersburg reichen. Der Kaiser ist ihr Dank schuldig für exemplarische Treue seit langer Zeit. Die Familie wird sehr dankbar sein, wenn meine heutige Mission glückt. Man wird sich dafür verwenden, ja man hat es mir garantirt, daß Jeder von uns nicht nur von russischer, sondern auch von preußischer Seite decorirt werde.

Zwei Orden auf einmal! rief unwillkürlich der Assessor, der Erstaunen und Freude nicht mehr mäßigen konnte.

Ich darf dafür einstehen, mein Herr. Glauben Sie, daß wir zum Ziele werden gelangen können?

Ich hoffe es. Ich werde mein Möglichstes thun.

So werden wir das Ziel erreichen. Wir hätten uns an die Grenzcommission wenden können —

Aber es liegt kein Grenzexceß vor, fiel eifrig der Assessor ein.

Richtig! Ueberdies geht die Grenzcommission sehr langsam. Es sind zu viele Köche dabei, und zu viele Küchen. Sie kennen ja das deutsche Sprichwort. Also zur Sache. Es ist der Graf Szillgowski, für den ich Ihr Interesse in Anspruch zu nehmen habe. Ihn betreffen beide Sachen. Die erste ist gegen den Gärtner des Grafen gerichtet, einen gewissen Gustav Walter, dessen Signalement dieses Papier enthält. Dieser gefährliche Mensch ist nicht nur seinem Herrn, dem Grafen, entflohen, sondern er hat auch die Unterthanen des Grafen zu offener Empörung aufgefordert, ja sogar einen Kosaken erschossen und einen zweiten gefährlich verwundet.

Schauderhaft! rief der Assessor in Erwartung der beiden Orden.

Es ist ihm gelungen, fuhr der Russe fort, über die Grenze zu entkommen.

Seit wann?

Seit zwei oder drei Tagen.

Dann fürchte ich leider, daß es schon zu spät sein wird. Die Schiffahrt ist offen. Täglich gehen Schiffe die Memel hinunter. Alles Gesindel findet Aufnahme darin, als Matrosen, als Treidler, für Geld. So

kommen sie nach Memel, ins Haff, in die Ostsee und sind frei.

Ich fürchte das hier nicht. Der Verbrecher mußte seine Mutter zurücklassen, die mit ihm entfliehen wollte, und zwar verwundet. Er wird noch hier sein, um Nachricht von ihr zu erhalten. Der Graf hat in der Nähe seines Gutes bereits einen preußischen Unterthan eingefangen, den jener gesandt hatte, um Erkundigungen über seine Mutter einzuziehen.

In den Augen des Assessors brannte sein inquisitorisches Feuer.

Vortrefflich! rief er. Aus welchem Orte war der Mensch?

Aus Norkaiten.

Teufel, rief der Assessor kleinlaut.

Was haben Sie?

Nichts, nichts. Ich bitte fortzufahren.

Um seine Orden nicht zu verlieren, verschwieg er dem Russen, daß Norkaiten nicht mehr zum Tilsiter Gerichtsbezirke gehöre, seine amtliche Macht also dorthin sich nicht erstrecke.

Der Russe fuhr fort:

Der Gefangene wollte weiter nichts eingestehen. Indeß ein Anhalt ist da, und für Sie, mein Herr, wie ich nicht anders hoffe, ein ausreichender. Es liegt dem Grafen viel an seiner Ergreifung.

Ich werde mein Möglichstes aufbieten.

Ich darf dann zu der zweiten Sache übergehen.

Ich bitte darum.

Sie ist etwas delicater Natur.

Ah!

Sehr delicater Natur. Sie betrifft eine Dame.

Eine Dame?!

Von der Familie des Grafen selbst. Aber, mein Herr, ich darf doch auf Ihre strengste Discretion rechnen?

Sie dürfen. Ich gebe Ihnen mein amtliches Ehrenwort.

Ich sprach Ihnen bisher von dem Grafen Adalbert Szillgowski zu Szillkehmen. Er hat einen älteren Bruder, den Grafen Joseph Szillgowski zu Georgiszken. Dieser hat eine Tochter aus erster Ehe, Lydia. — Aber, mein Herr, ich habe Ihr Ehrenwort, daß diese Angelegenheit geheim bleibt.

Mein amtliches Ehrenwort, betheuerte der Assessor, das Wort amtlich betonend.

Der Russe schien zu stutzen.

Ihr amtliches Ehrenwort? Sie haben Unterscheidungen für Ihr Ehrenwort?

Wenn ich von meinem amtlichen Ehrenwort sprach,

so wollte ich dadurch zu erkennen geben, daß nur mein Amt als Richter mich, wenn es nöthig sei, zu einer amtlichen Mittheilung zwingen könne.

Mein Herr, die Sache ist so delicat, daß ich wünschen muß, selbst diese Ausnahme beseitigt zu sehen.

Meine Amtspflicht —

Ah, mein Herr, keine Vorurtheile!

Aber es handelt sich um ein Verbrechen, das untersucht werden muß. Dazu muß das ganze Gericht mitwirken.

Es handelt sich hier um ein Verbrechen und nicht um ein Verbrechen.

Ich verstehe Sie nicht.

Es ist ein Verbrechen begangen, aber es darf, wenigstens von uns, als Verbrechen nicht aufgefaßt werden.

Wozu bedürfen Sie dann meiner Hülfe?

Zur Habhaftwerdung des Verbrechers, oder vielmehr hier der Verbrecherin.

Einer Verbrecherin?

So ist es.

Jene Tochter des Grafen Szillgowski? —

Ich habe Ihr Ehrenwort, mein Herr!

Ich werde nur meinem Dirigenten Mittheilung

machen, und nur im Fall der äußersten Noth, wenn ich ohne ihn Ihnen keine Hülfe leisten könnte.

Der Russe besann sich einen Augenblick.

Es sei, sagte er dann. Ja, es handelt sich um die Gräfin Lydia.

In der That?

Es ist eine vortreffliche Dame, die eine ausgezeichnete Erziehung genossen hat. Aber —

Aber —?

Leider hat diese sie vor einem Fehltritte nicht bewahren können.

Die Gräfin —?

Sie ließ sich mit einem jungen Manne unter ihrem Stande ein, sogar einem Leibeigenen ihres Vaters —

Mein Gott! —

Die Folgen blieben nicht aus. Um sie der Heimath zu verbergen, reisete man mit der Dame nach Deutschland.

Der Assessor war immer aufmerksamer geworden.

Der Russe fuhr fort:

Ein Zufall veranlaßte eine zu frühe Rückkehr. In Tilsit —

In Tilsit —?

In Tilsit gebar die Dame.

In Tilsit! Meine Ahnung!

Sie wissen das Weitere?

Nein, nein!

Man hat dort die Leiche des Kindes gefunden.

Ich selbst, ich selbst. Aber das Kind war ermordet; ermordet, mein Herr.

Gewiß!

Je aufgeregter und eifriger der Preuße geworden war, desto kälter wurde, oder blieb vielmehr der Russe.

Gewiß, sagte er sehr ruhig.

Und die Mörderin war —?

Die Mutter.

Die Gräfin Lydia?

Sie ist zu entschuldigen.

Zu entschuldigen? Mein Herr, Sie sind Criminalbeamter, und wollen einen Mord entschuldigen?

Die Lage der Armen; ihre Verzweiflung! Daher auch die Rücksicht gegen sie.

Fahren Sie fort.

Ihre Verzweiflung trieb sie zu einem ferneren verzweifelten Schritt. Sie entfloh an der Grenze. In einem unbewachten Augenblicke hinter Laugszargen war sie plötzlich verschwunden. Alle Bemühungen, sie wieder aufzufinden, waren mitten in der Nacht, in der fremden, menschenleeren Gegend vergeblich.

Und sie ist noch in Preußen?

Es handelt sich um ihre Ergreifung.

Und Auslieferung?

Und Auslieferung, um sie in Rußland begnadigen zu lassen.

Nein, nein, mein Herr, das ist nicht möglich.

Wie? fuhr der Russe kurz, beinahe grob auf.

Unmöglich! wiederholte der Assessor, ohne in seinem Eifer sich irre machen zu lassen. Es handelt sich hier um ein Verbrechen, das auf preußischem Territorium begangen, und nach preußischem Gesetze strafbar ist, das also auch von preußischen Gerichten zur Untersuchung und Strafe gezogen werden muß.

Der Russe lachte, entweder über die Rechtsgrundsätze selbst, die der Preuße vortrug, oder über den Eifer, mit dem sie vorgetragen wurden, vielleicht über Beides.

Wir reclamiren ja, mein Herr, sagte er.

Hier gilt keine Reclamation. Das Gesetz ist klar.

Es giebt Rücksichten —

Nicht Begriffen, nicht juristischen Begriffen gegenüber.

Aber wohl in Preußen, gegenüber Rußland.

Nicht für die Justiz —

Pah! — Mein Herr, mit Begriffen klebt man

am Boden, am Boden der Theorie wie der Praxis. Rücksichten erheben, das wissen Ihre deutschen Professoren sogar, und üben es; vielleicht sie am meisten. Sie sprechen es nur nicht aus. Begriffe bringen keine lobende Recensionen ein, keine Beförderung, keine — Orden.

Der Assessor wurde unruhig. Auf was sollte er verzichten, auf die Führung der Untersuchung gegen die russische Gräfin, oder auf den russischen und preußischen Orden? Auf beiden Seiten Ehre, Ruhm, Interesse!

Der Russe achtete nicht auf den Kampf des Assessors, oder wollte nicht darauf achten. Er schien als ausgemacht anzunehmen, daß das, was er sage, für den Preußen Befehl sei.

Die Dame, fuhr er ruhig fort, ist in Preußen, namentlich hier an der Grenze, völlig ohne Bekanntschaft. Sie kennt weder Gegend, noch Menschen. Sie ist ferner ohne alle Geldmittel; möglich wäre nur, daß sie zur Zeit ihrer Flucht im Besitze eines goldenen Ringes mit einem Diamanten sich befunden hätte. Die Ihrigen wissen das nicht gewiß. Jedenfalls würde sie ihn, ohne sich zu verrathen, kaum verwerthen dürfen. Sie kann also eine weite Flucht nicht genommen haben, und auch sie muß sich mithin noch in der

Nähe der Grenze aufhalten. Und zwar aus folgendem Grunde gleichfalls in dieser Gegend. Ihre Schwester nämlich —

Die beiden Damen waren Schwestern? rief der Assessor Hering.

Welche beiden Damen, mein Herr?

Die durch Tilsit fuhren?

Sie waren Schwestern. Jene Schwester wird der Entflohenen Unterstützung zukommen lassen. Sie war gar vielleicht mit ihr im Einverständniß. Diese wird darauf rechnen.

Dazu kommt ein anderer Umstand, den Sie vergessen zu haben scheinen, sagte wichtig der Assessor.

Der wäre?

Die Schwäche der Dame unmittelbar nach der Geburt.

Der Russe schien einen Augenblick verlegen zu werden.

Ja, ja, sagte er, sich fassend. Sie muß also auf alle Fälle noch in der Nähe sein, und es wird Ihrer Mühe und Ihrer Einsicht gewiß gelingen, sie zu ermitteln.

Der Assessor hatte sich schon längst im Sinne des Russen ergeben. Er hatte sogar schon mit seiner inquisitorischen Combinationsgabe geglänzt. Er glänzte weiter damit.

Darf ich fragen, sagte er, von welcher Beschaffenheit jener Diamantreif ist?

Der Reif ist einfach, dünn. Der Stein ist Rosette, vier Karat schwer, und besonders kenntlich und zugleich kostbar dadurch, daß er ins Röthliche spielt.

Und die Kleidung der Dame? fragte der Assessor weiter.

Sie trug Reisekleidung, schwarze Seide. Auch ihr Signalement habe ich mitgebracht.

Der Russe übergab dem Preußen ein zweites Papier.

Bedürfen Sie noch weiterer Auskunft?

Der Assessor sann nach.

Ich danke Ihnen. Es kommt jetzt Alles auf fernere richtige Combination und auf Glück an.

Jene haben Sie, letzteres wird Ihnen daher nicht fehlen.

Und bei einem Resultate wende ich mich an Sie, oder an Ihren Präsidenten in Rossainen?

Direct an mich, an keinen Anderen, und nach Szillkehmen bei dem Grafen Szillgowski. Meine Geschäfte werden mich dort noch eine Zeitlang halten.

Ah!

Diesmal lächelte der Preuße fein. Er schien die Geschäfte zu kennen, die ein russischer Beamter auf dem Gute eines russischen Edelmanns hat.

Der Russe brach auf.

Ich recommandire Ihnen mich und unsere Sache, sagte er, halb befehlend, halb herablassend.

Ich empfehle mich Ihnen ganz ergebenst, erwiederte der Assessor sehr höflich, an die beiden Orden denkend.

Völlig gab er sich dem Gedanken an diese hin, als der Russe fort war. Er hüpfte auf einem seiner langen Beine, schlug mit der rechten Hand Schnippchen, und maß mit der linken die beiden oberen Knopflöcher an der linken Seite seines Rockes.

Zwei, ja zwei! murmelte er vor sich hin.

Aber nun, fuhr er lauter fort, nach Coadjuthen zum Liebich. Er muß Rath schaffen. Er kennt jeden Fußsteig, jeden Schlupfwinkel an der ganzen Grenze. Er weiß Alles und denkt an Alles. Diese Russen denken an nichts. Entsetzlich oberflächliche Inquirenten! Was habe ich von ihm erfahren? Ich weiß so viel wie nichts. Alles weitere Fragen hätte zu nichts geführt. Er wußte selbst nichts mehr. Hatte er doch nicht einmal an die Schwäche der Dame nach der Niederkunft gedacht. Von mir muß er lernen! Aber welch ein sonderbares Zusammentreffen! Wer hätte das an jenem Abende gedacht? — Doch fort zum Liebich.

Krügerchen! rief er laut nach der Nebenkammer hin.

Der Krugwirth erschien.

Was hat mein Kutscher verzehrt?

Fünf Silbergroschen.

Ich bin eilig. Ich habe noch wichtige Geschäfte in Coadjuthen. Apropos, war Liebich nicht dieser Tage bei Ihnen?

Er pflegt bei mir einzusprechen, wenn er in die Gegend kommt.

Hat er Ihnen etwas gesagt?

Er sprach von dem verschwundenen Juden.

Ja, ja, schon der zweite seit Kurzem, und der dritte seit einem Jahre.

Von denen man weiß, Herr Assessor.

Spricht man von noch mehreren?

Man spricht viel.

Aber mit Grund, Herr Mähler? Jede Sache muß ihren zureichenden Grund haben.

Ueber diese ließe sich sehr Vieles sagen.

Der Krugwirth sprach mehr und mehr in einem fast geheimnißvollen Tone.

Der Assessor wurde neugieriger.

Sie scheinen etwas zu wissen, Herr Mähler?

Ich?

Der Ton Ihrer Stimme verräth es. Wie sollten Sie auch nicht? Gerade hier in der Gegend sind die

Juden verschwunden. In der Gegend von Sznidern und Szaulen hatte man sie zum letzten Male gesehen. Seitdem keine Spur mehr von ihnen.

So ist es. Aber daraus folgt nicht, daß ich darum wissen muß. Es wohnen hier viele Menschen.

Aber Sie sind der gescheiteste, der einsichtigste unter ihnen.

Der Krüger sah finster vor sich hin.

Im Ernst, lieber Krüger, ich sage es täglich im Collegium, Sie sind mir lieber, als alle Schulzen und Gendarmen an der Grenze.

Auch als der Liebich?

Der Liebich ist ein sehr tüchtiger Beamter. Er war bei Ihnen — nun, wenn zwei, wie Sie und er, zusammenkommen, so kann schwerlich noch etwas unentdeckt bleiben.

Hier war auch seine Weisheit zu Ende.

Sie wissen also gar nichts?

Wenn ich etwas wüßte, so hätte ich es den Behörden mitgetheilt.

Und Sie haben auch keine Vermuthungen?

Keine gegründete, Herr Assessor, und Sie sagten eben selbst, jede Sache —

Wohl, wohl, lieber Mähler; aber eigentlich hat jede Sache einen Grund, namentlich auch jede Ver-

muthung, jeder Verdacht. Hätten Sie nicht auf irgend eine Person Ihr besonderes Augenmerk geworfen?

Es giebt viel schlechtes Volk hier an der Grenze.

Die Schmuggler — was meinen Sie von den Salzschmugglern?

Die nicht, Herr Assessor, versicherte der Krüger eben so bestimmt als angelegentlich.

Wie können Sie das wissen? Die Juden lassen sich von den Behörden als Spione gebrauchen —

Nicht von den preußischen.

Freilich. Auf wen hätten Sie denn sonst Verdacht?

Verdacht? Der Verdacht ist etwas Unbestimmtes, besonders in dieser Sache.

Hier besonders?

Es ist von Juden die Rede, von polnischen Handelsjuden. Die sieht der Litthauer nur als halbe Menschen an, kaum als halbe.

Krügerchen, Sie übertreiben. Die Deutschen und Litthauer übertreiben gegenseitig immer.

Hierin nicht. Solch ein Judenmord ist den wenigsten Litthauern eine Gewissenssache. Sie fürchten nur das „einfältige" Gesetz.

Aber, Krügerchen, Sie sagten vorhin, es ließe sich viel über die Sache reden.

Richtig, Herr Assessor. Gerade weil so Viele hier im Stande wären, einen polnischen Bündeljuden um seiner paar Bänder oder Groschen willen zu erschlagen.

Sie glauben also an gewöhnlichen Raubmord?

Ich weiß es nicht.

Der Assessor überzeugte sich, daß an dem verschlossenen Krugwirthe sein Inquirententalent scheitere. Er reisete ab.

Der Krugwirth, der ihn an den Wagen begleitet hatte, sah ihm gedankenvoll nach; er kehrte gedankenvoll in die Krugstube zurück. Man sah es ihm an, daß der ganze Ernst der Sache, die er mit dem Assessor besprochen hatte, ihn beschäftigte.

Ihm folgte nach wenigen Augenblicken Jemand in die Krugstube. Es war ein wohlaussehender junger Mann, in deutscher Kleidung, mit einem, dem Anschein nach nicht schweren Ränzel auf dem Rücken. Man konnte ihn für einen Handwerksgesellen der besseren Sorte, oder auch für einen Künstler halten. Er hätte selbst für einen Königsberger Studenten passiren können, wenn er nicht dafür ein paar Jahre zu alt ausgesehen hätte, und wenn seine etwas breiten Hände nicht die Gewohnheit einer schwereren Beschäftigung, als mit der Feder und mit Büchern, verrathen hätten.

Er trat mit einem freien, unbefangenen Wesen

ein, setzte sich auf eine Bank, legte sein Ränzel neben sich und forderte in deutscher Sprache ein Glas Bier.

Das Bier ist schlecht bei mir, sagte der Krüger. Der Litthauer trinkt im Kruge nie Bier, und der Deutsche selten, nur im Winter Warmbier.

So geben Sie mir ein Glas Rum und ein Glas Wasser.

Der Krüger goß das Glas Rum am Schenktisch ein, brachte es dem Fremden und ging hinaus, das Glas Wasser zu holen.

Der Fremde stützte den Kopf in die Hand, als er allein war. Seine Gesichtszüge hatten plötzlich den Ausdruck eines tiefen, schweren Schmerzes angenommen. Sein unbefangenes Eintreten mußte dagegen wie eine mühsam vorgenommene Maske erscheinen. Unter seinen schmerzlichen Blicken glaubte man bald auch sorgenvolle, mißtrauische zu entdecken, mit denen er in der Stube, nach der Kammer und durch die Fenster umhersah. Dem litthauischen Burschen, der in seinem Winkel noch immer zu schlafen schien, widmete er nur eine flüchtige Aufmerksamkeit.

Der Krüger kam mit dem Glase Wasser zurück. Er stellte es zu dem Glase Rum. Der Fremde goß den Rum in das Wasser und trank langsam.

Der Krüger sah den Fremden scharf an. Er schien

eine dunkle Erinnerung in sein Gedächtniß zurückrufen zu wollen. Eine Zeitlang vergeblich. Auf einmal war es, als wenn er sich besinne. Er beobachtete den Fremden schärfer.

Der Fremde bemerkte es. Er schien befangen zu werden. Sein Blick wurde weniger frei, er sah zuweilen verstohlen nach dem Krüger.

Dem Krüger sah man es an, daß er dadurch seiner Sache desto gewisser wurde. Aber er verschloß in sich, was er entdeckt hatte. Er sah den Fremden nicht mehr lauernd, forschend an. Er behielt ihn im Auge mit einem Blicke, welcher sagte: Ich spreche später noch mit dir.

Der Fremde wurde unruhiger. Er trank aus seinem Glase in schnelleren Zügen. Er hatte es noch nicht ganz geleert, als er sein Ränzel aufnahm und sich erhob.

Was bin ich schuldig, Herr Wirth?

Einen Silbergroschen.

Der Fremde legte einen Silbergroschen auf den Schenktisch.

Adieu!

Er wollte gehen.

Einen Augenblick, sagte der Wirth.

Der Fremde stand.

Ich habe heute ein Gespräch gehört, das, wenn ich mich nicht irre, Sie betraf.

Der Fremde erblaßte.

Zwischen einem russischen und einem preußischen Beamten.

Der Fremde zitterte.

Jenseits der Grenze war dieser Tage die Branka.

Der Fremde suchte sich zu fassen.

Ich habe davon gehört, sagte er.

In Szamaitkehmen, als Sie das Ränzel dort kauften? Ich kam gerade vorbeigefahren.

Der Fremde schwieg.

Oder in Norkaiten, als sie einen Boten an Ihre Mutter schickten? — Sie haben ihn wohl hierher bestellt, denn Sie waren schon gestern in der Gegend. Aber Sie werden vergeblich auf ihn warten. Die Russen haben ihn gefangen.

Gefangen? rief der junge Mensch bestürzt und sich vergessend.

So sagte der russische Beamte, und ich theile es Ihnen mit, um Sie zu warnen. Machen Sie, daß Sie aus dieser Gegend fortkommen. Die Polizei ist schon hinter Ihnen. Wie ich Sie errathen habe, können es auch andere Leute, und es giebt hier Leute genug, die für einen Kopeken und für noch weniger, was

viel sagen will, den Russen einen armen Rekruten ausliefern.

Gustav Walter hatte sich gefaßt.

Ich danke Ihnen, sagte er. Aber noch eine Frage. Was macht meine Mutter? Haben Sie von ihr nichts vernommen?

Der Krüger hatte die Frage nur halb, vielleicht gar nicht vernommen. Seine Aufmerksamkeit war auf zwei Seiten von ihr abgelenkt worden.

Hinten in dem Winkel der Krugstube erhob von der Bank sich der litthauische Knabe. Sein Körper schien durch die Ruhe und durch das Wenige, das er genossen hatte, sich gestärkt zu haben. Er erhob sich mit einer gewissen Leichtigkeit und Kraft. Die Unruhe seines Innern schien aber in der Zeit, während welcher er geruhet hatte, sich nicht vermindert zu haben. Sein Gesicht war noch völlig so bleich, wie bei seinem Eintritte in den Krug. Sein Blick war unstäter, ängstlicher geworden. Er irrte von dem Krüger auf Gustav Walter, von diesem auf jenen.

Der Knabe nahete sich dem Schenktische.

In dem nämlichen Augenblicke trat von der anderen Seite durch die sich öffnende Thür eine Frau in die Krugstube.

Es war eine schon etwas ältliche Weibsperson,

mit einem frechen, gemeinen Gesichte, in zerlumpter, litthauischer Kleidung. Ihr Kopf war mit dem Frauentuche umwunden.

Sie war es besonders, welche die Aufmerksamkeit des Krügers fesselte.

Er wurde leichenblaß, als er sie sah. Ein wildes Feuer des Zornes, der Wuth schoß in seine Augen. Seine Hände ballten sich wie krampfhaft.

Er stand am Schenktisch, als sie eintrat.

Sie ging auf ihn zu.

Es ist heute der eilfte Mai, sagte sie auf Litthauisch.

Dann setzte sie sich auf die nächste Bank.

Der Krugwirth antwortete ihr nicht. Er riß heftig die Geldlade auf, die sich an der inwendigen Seite des Schenktisches befand. Er schien mit den Augen das darin befindliche Geld zu zählen.

Gustav Walter sah unterdeß mit gespannter Erwartung einer Antwort auf seine Frage zu ihm hinauf.

Demüthig und ängstlich fragte der litthauische Knabe den Wirth:

Pons, was bin ich dir schuldig?

Ein heftiger unterdrückter Zorn platzt oft bei der unbedeutendsten Gelegenheit heraus, wenn diese auch mit ihm in gar keiner Verbindung steht, wenn es auch

völlig unbegreiflich erscheint, wie sie ihn habe reizen können. Die einfache Frage versetzte den Krüger in plötzliche Wuth.

Schweig, Bursch, schrie er den Knaben an.

Dann warf er hastig die Geldlade zu, und stürzte in die Kammer neben dem Schenktische.

Auf dem kurzen Wege dahin mußte er sich jedoch schnell wieder zu beherrschen vermocht haben.

Mit anscheinend ruhiger Stimme hörte man ihn in der Kammer sprechen:

Gieb mir zwölf Thaler, Frau.

Zwölf Thaler? Wozu? fragte eine nicht unfreundliche Frauenstimme.

Nachher. Gieb nur erst her. Ich bin eilig.

Hier ist der Schlüssel zum Koffer, sagte die Frauenstimme.

Gleich darauf blickte eine junge, hübsche, frische Frau mit einem Säugling an der Brust durch die Kammerthür neugierig in die Krugstube hinein.

Sie flog entsetzt zurück, als sie das häßliche litthauische Weib sah.

Das litthauische Weib lachte höhnisch hinter ihr her.

Der Krüger kehrte zurück. Er hatte zwölf harte Thaler in der Hand. Er zählte sie auf dem Tische hin, an dem das Weib saß.

Er sprach kein Wort.

Das Weib strich das Geld ein.

Bekomme ich keinen Maggaritsch? fragte das Weib, gemein lachend. Der Litthauer pflegt bei jedem Geschäfte, das er macht, auch wenn ein Weib nur ein paar Eier verkauft, einen „Maggaritsch“ für sich auszubedingen oder zu fordern, nämlich einen Schnaps als Geschäftstrunk. (Weinkauf sagt man in Deutschland bei wichtigeren Geschäften.)

Der Krugwirth antwortete ihr nicht. Er drehete ihr den Rücken zu, als ob er, wenn er sie nicht sehe, seinen Zorn besser bemeistern könne.

Dann gieb mir einen Schnaps für mein Geld, sagte das Weib frech.

Der Krüger sprach das erste Wort zu dem Weibe. Er sprach es langsam, aber seine Stimme zitterte, und sein Athem keuchte.

Mach dich fort, sagte er.

Oho, erwiederte das Weib. So sprachst du vor vierzehn Jahren nicht, als ich noch schmuck war und du mich verführtest.

Ich dich verführt, Weib! fuhr der Krüger auf.

Ich wohl dich? Vor Gericht sagtest du es freilich, und pochtest auf deine achtzehn oder neunzehn, und meine dreißig Jahre.

Weib, mach dich fort! —

Er machte eine drohende Handbewegung nach einem schweren Kantschu, der neben ihm an der Wand hinter dem Schenktisch hing.

Das Weib lachte frecher.

Erspare dir die Mühe, du müßtest nur noch mehr Geld bezahlen, Strafe an das Gericht. Aber Maggaritsch hättest du mir doch geben können. Nur zwölf Thaler des Jahres an Alimenten! Und welch ein schmuckes Mädchen ist es, deine und meine Muthusze! Du solltest sie sehen. Nun, im künftigen Jahre, wenn sie vierzehn Jahre alt ist, bringe ich sie mit. Ich komme dann zum letzten Male.

Sie verließ die Stube. Indem sie aus der Thüre ging, lachte sie noch einmal laut auf:

Der dumme Deutsche!

Der Krugwirth hatte ihr schweigend zugehört. Er hatte eine unbeschreibliche Gewalt anwenden müssen, um äußerlich ruhig zu bleiben, um die innere Wuth, die ihn zu verzehren drohete, von einem furchtbaren Losplatzen zurückzuhalten. Sein Stolz dem gemeinen Weibe, besonders aber wohl dem litthauischen Weibe gegenüber, hatte ihm die Kraft dazu gegeben. Er konnte kaum mehr Athem holen, als das Weib fort war.

Gustav Walter und der litthauische Bursch waren während der Scene zurückgetreten.

Jener nahete sich ihm zuerst wieder. Er sah den Krugwirth mit einem fragenden Blicke an. Er war zweifelhaft, ob er gegenüber der Aufregung, in welcher dieser war, die Frage nach seiner Mutter wiederholen dürfe.

Die Augen des Krügers rollten wild. Er schien nach einem Gegenstande zu suchen, an dem er, da das Weib, in deren Gegenwart er sich hatte Gewalt anthun müssen, fort war, seinen Zorn, seine Wuth auslassen könne. Sie trafen in den fragenden Blick des Reisenden. Sein Zorn flammte auf.

Was wollt Ihr noch hier? schrie er den jungen Mann an.

Ich hatte Sie gefragt, Herr, ob Sie Nachricht von meiner Mutter haben?

Was geht mich Seine Mutter an! Packe Er sich, oder der Teufel soll Ihn —.

Gustav Walter ging. Auf eine Antwort durfte er nicht rechnen. Warum sollte er einen in seiner Lage, zumal da der Wirth ihn kannte, doppelt gefährlichen Streit veranlassen?

Zögernd, ängstlich nahete sich der litthauische Bursch dem Krüger.

Pons, ich habe eine Tasse Kaffee und ein Stück Brod bei dir verzehrt.

Ja.

Wie viel kostet das?

Anderthalb Silbergroschen.

Pons, lieber —

Nun?

Ich habe in diesem Augenblicke —

Nun? Warum sprichst du nicht weiter?

Ich bin ein armer litthauischer Bursch —.

Was geht das mich an?

Ich wollte dich bitten —

Um Geld etwa?

Nein, Pons, aber —

Hast du Geld?

Nein, Pons, lieber —

Kein Geld?

Nein, und ich wollte dich bitten, den Kaffee und das Brod, die ich bei dir verzehrt habe —

Dir zu schenken?

Nicht schenken. Ich werde gewiß und recht bald in die Lage kommen, sie dir bezahlen zu können.

Also nicht schenken! Nein, geschenkt soll es dir auch nicht sein, mein Sohn.

Der Krüger sprach mit einer dem Anschein nach

ruhigen Stimme. Aber ihrem heftigen Zittern hörte man, und einer convulsivischen Bewegung seines Mundes sah man an, daß endlich der Augenblick gekommen war, in welchem seine lange verhaltene Wuth furchtbar losbrechen mußte, daß er sie gar nicht mehr zurückhalten konnte, daß er dies selbst zu fühlen schien, und daß er nun auch bis zu jedem Excesse sich ihr hinzugeben geneigt war.

Die Augen traten ihm beinahe zum Kopfe heraus. Sein Gesicht verzerrte sich.

Der arme litthauische Knabe sollte nach vierzehn Jahren die Sünde des deutschen Mannes mit einer frechen Litthauerin büßen.

Der Krüger langte nach dem schweren Kantschu, der neben ihm an der Wand hing.

Also ohne Geld bist du in den Krug gekommen! Ohne Geld hast du Essen und Trinken hier gefordert! Ich werde mich mit anderer Münze bezahlt machen, und dir einen Lehrzettel für die Zukunft geben, du frecher litthauischer Schlingel!

Er war von der Erhöhung des Schenktisches herabgestiegen, den Kantschu in der rechten Hand.

Mit der linken Hand griff er nach dem Burschen.

Der Knabe konnte nicht zurückweichen, er konnte dem kräftigen, mit dem Kantschu bewaffneten Manne

gegenüber sich nicht widersetzen. Er griff nach seiner Brust, als wenn er dort etwas suche, wodurch er den Mann bezahlen, zufrieden stellen könne. Er griff zögernd, ungewiß hin. Ein größerer Schrecken schien ihn zu erfassen. Er zog rasch die Hand zurück. Er konnte nur noch bitten.

Herr, rief er, sei barmherzig. Ich habe gefehlt. Ich habe zwar nicht gefordert; aber ich hätte nichts anrühren sollen, bevor —

Schweig, Bursch!

Der Krugwirth hatte den Knaben gefaßt. Er schwang den Kantschu zum Losschlagen auf den zarten Rücken des Armen.

Hatte er einmal angefangen zu schlagen, wann war das Ende abzusehen, bei der entsetzlichen Wuth des Mannes.

Aus der Nebenkammer stürzte seine Frau hervor, den Säugling wieder auf dem Arm. Sie war sehr blaß.

Sie wollte ihm in den Arm fallen.

Mann, um Gotteswillen, begehe kein Unglück. Laß den Knaben.

Er stieß sie wüthend zurück.

Weib, in deine Kammer!

Guter, bester Mann —!

Zurück, Weib, oder ich begehe ein Unglück, an dir und an unserm Kinde. Du kennst mich.

Sie kannte ihn. Sie floh weinend in die Kammer zurück.

Dem litthauischen Knaben war der kalte Angstschweiß in das bleiche Gesicht getreten. Der Krüger mußte ihn halten, wenn er nicht umsinken sollte. Noch einmal faßte er nach seiner Brust, als wenn er dort Rettung suchen wolle. Aber wieder zog er die Hand zurück.

Herr, Herr, habe Erbarmen!

Aber der Krugwirth schlug zu.

In demselben Augenblicke wurde sein Arm festgehalten.

Gustav Walter war in die Stube zurückgeflogen. Mit kräftiger Faust hielt er den Arm des Wüthenden.

Habe ich recht gehört? rief er. Um ein paar elender Groschen willen wollen Sie das arme, kranke Kind mißhandeln?

Der Wirth riß, doppelt kräftig in seiner Wuth, sich von ihm los.

Auch du, Bursch? schrie er. Du? Undankbarer Schlingel, den ich retten wollte! Ihr sollt mir Beide büßen.

Er wollte von neuem losschlagen, auf Beide, blind, wohin er traf.

Aber noch einmal erlahmte plötzlich sein Arm.

Diesmal nicht durch eine äußere physische Gewalt.

Anna Jogszis stand in der Thür der Krugstube.

Sie stand da, die große, schöne Gestalt, mit dem kalten, strengen Gesichte und den glühenden dunkelblauen Augen.

Sie blickte finster in die Stube hinein.

Pons Krügeris! sagte sie, klar, ruhig.

Der Krüger ließ den aufgehobenen Arm sinken. Er ließ den Knaben los.

Es war, als wenn ein tiefer, mächtiger, innerer Schauder plötzlich ihn ergriffen, und Zorn und Wuth in ihm erstickt hätte.

Die Litthauerin trat näher.

Was that dir der Knabe, Pons?

Der Krüger wandte sich ab.

Gustav Walter warf Geld auf den Schenktisch.

Ich habe bezahlt, komm! sagte er zu dem Knaben.

Er faßte dessen Hand, um ihn fortzuführen.

Die Litthauerin trat zu ihm.

Wohin willst du mit dem Burschen?

Ich weiß es noch nicht.

Er ist schwach, er kann nicht mehr weit.

Ich weiß es. Es wird ein anderer Krug in der Nähe sein.

Es ist keiner. Ich werde den Knaben zu mir nehmen.

Auf einmal sprang der Krüger wieder vor.

Nicht zu dir soll der Knabe, rief er der Litthauerin zu.

Er hatte bis dahin abgewandt und schweigend gestanden, als wenn er von Scham über seinen Wuthausbruch ergriffen gewesen wäre. Als er zu der Litthauerin die Worte sprach, war sein Gesicht wie mit Abscheu und zugleich mit Angst erfüllt. Mit jenem sah er die Litthauerin, mit dieser den Knaben an.

Was konnte diese plötzliche Veränderung in ihm hervorgebracht haben?

Anna Jogszis sah ihn einen Augenblick verwundert an; dann schlug sie wie durch seinen Blick betroffen, die Augen nieder; dann sah sie wieder kalt und ruhig zu ihm hinauf.

Hast du Recht über den Knaben oder über mich? fragte sie ihn.

Bursch, sagte der Wirth zu dem litthauischen Knaben, du bleibst bei mir; ich beherberge dich umsonst.

Er bleibt nicht bei dir, sagte entschieden die Litthauerin.

Gustav Walter zog den Knaben mit sich fort.

Komm mit mir. Ich werde ein Unterkommen für dich finden.

Er verließ mit dem Knaben die Stube.

Nur nicht bei diesem Weibe, rief ihnen der Krugwirth nach.

Anna Jogszis warf einen Blick kalter Verachtung auf den Krüger.

Dann folgte sie den Beiden.

Ende des ersten Bändchens.



